

REZENSIONEN

Florian J. Anton, Staatlichkeit und Demokratisierung in Lettland. Entwicklung – Stand – Perspektiven. Würzburg: Ergon Verlag 2009, 491 S. (Spektrum Politikwissenschaft. 41).

Seit den Anfängen der Unabhängigkeitsbewegung in den baltischen Staaten in den späten 1980er Jahren hatten westliche Medien und Wissenschaftler ein eher angespanntes Verhältnis zur dortigen antisowjetischen Freiheitsbewegung. Viel war die Rede von Nationalismus und gar Faschismus. Nicht selten wurde sowjetische und später russische Propaganda kritiklos übernommen. Auch nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Estlands, Lettlands und Litauens in den Jahren 1990 bis 1991 berichteten deutsche Medien viel über deren angeblich mangelhafte Demokratie vor allem bezüglich der Minderheiten- und Sprachpolitik gegenüber der russischen und russischsprachigen Bevölkerung. Auch Politologen sprachen mitunter von einer „defekten“ Demokratie.

Nun hat sich Florian Anton mit seiner politologischen Untersuchung das Ziel gesetzt, den Prozess der Demokratisierung und Staatswerdung in Lettland, die Transformation von der ehemaligen Sowjetrepublik zu einem unabhängigen Staat in der Europäischen Union und NATO zu untersuchen. Anton interessiert sich nicht einfach für die Umwandlung des politischen Systems und die Etablierung einer neuen demokratischen Ordnung, der Autor sucht nach den Fundamenten des Staates, dem „Geist“ bzw. der Politikkultur des Landes. Anton untersucht das Ausmaß und die Entwicklung der Demokratie sowohl in Hinblick auf die politische Ordnung als auch die demokratische Durchdringung der Gesellschaft. Hierzu nutzt er als methodisches Instrument die theoretischen Überlegungen der „eingebetteten Demokratie“. Dieses Model beinhaltet nicht nur die Ausprägung einer demokratischen Ordnung mit entsprechenden Institutionen, sondern auch die Verankerung und Verflechtung des politischen Systems in einer Zivilgesellschaft.

Anton gibt nach der Einführung zur Methode einen historischen Überblick über die Geschichte des heutigen Lettland vom frühen Mittelalter bis zur Sowjetisierung nach 1945. Der Hauptteil seiner Untersuchung widmet sich der späten sowjetischen Phase in den späten 1980er Jahren bis zum Beitritt der Republik Lettland zu NATO und EU im Jahre 2004. Anton unterteilt diese Zeit abweichend von der

herkömmlichen Periodisierung, in der das Jahr 1991 als Beginn der erneuten faktischen Unabhängigkeit Lettlands gesehen wird. Zunächst behandelt er die Phasen von 1987 bis 1993 unter der Überschrift „Ursachen der Transition“, die Übergangsphase von 1991 bis 1993 und den Anfang der Demokratie nach 1993. Hierbei widmet sich Anton der politischen Geschichte und analysiert zudem den Aufbau demokratischer Institutionen und Strukturen. Insgesamt bilden historische Bezüge und Darstellung einen Schwerpunkt der Arbeit. Nach Anton spielt die erste Republik Lettland von 1918 bis 1940 einen wichtigen Bezugspunkt für die zweite Republik, nicht zuletzt deshalb, weil die Verfassung der Zwischenkriegsrepublik als Grundlage für den heutigen Staat dient. Zudem spielen laut Anton der Verlust der Unabhängigkeit, die Erfahrung der sowjetischen Besatzung und des stalinistischen Terrors der Jahre 1940/41 sowie der Zeit nach 1945 eine zentrale Rolle bei der politischen Diskussion über die Bildung des zweiten lettischen Staates. Die nationale Identität und die Wahrnehmung des sowjetischen Regimes als Fremdherrschaft waren Axiome der lettischen Unabhängigkeitsbewegung in den 1980er Jahren, die sich zunächst im Umweltschutz artikulierten.

Eine weitere, zentrale Problematik waren die russischsprachigen Bevölkerungsteile, die als Strategie des sowjetischen Kolonialismus seit 1945 systematisch in das Land gebracht worden waren – mit der Folge, dass in den 1970er Jahren die lettische Bevölkerung zur Minderheit in der Lettischen SSR wurde. In den 1980er Jahren hatte das Titularvolk wieder eine knappe Mehrheit erreicht, blieb gleichwohl aber in der Hauptstadt Riga weiterhin in der Unterzahl. Nach der Unabhängigkeit wurde die Frage der Einbürgerung und später die Frage der Sprachpolitik ein zentrales Politikum, das nicht nur ein Streitpunkt zwischen gemäßigten und radikalen lettischen Kräften bildete, sondern auch zur politischen Manipulation durch die Sowjetunion bzw. die spätere Russische Föderation instrumentalisiert wurde. Deren Einfluss schwand im Grunde erst mit dem endgültigen Abzug der letzten GUS-Soldaten Mitte der 90er Jahre. Aber erst mit dem Beitritt zur NATO und zur EU war die staatliche Souveränität gesichert.

Anton zeigt, wie mit der Auflösung der Volksfront, einer breiten Koalition aller Anhänger der Unabhängigkeit, nach Erlangung der Unabhängigkeit eine Änderung der politischen Kultur erfolgte. Die politischen Akteure aus der Anfangszeit, die sich aus Umwelt- und Unabhängigkeitsaktivisten, Nationalisten, Bürgerrechtlern und Dissidenten rekrutiert hatten, wurden von Berufspolitikern abgelöst. Es

entstand eine fragmentierte Parteienlandschaft ohne feste Stammwähler, die mitunter von lokalen Oligarchen und zum Teil vermutlich auch von anderen Interessengruppen, eventuell auch anderen Staaten, beeinflusst wurde und wird. Diese Form der „state capture“ sieht Anton als eines der dringlichsten strukturellen Probleme der jungen Demokratie an, was freilich symptomatisch für die gesamte Region Ostmitteleuropa ist. Insgesamt stellt Anton der Demokratie in Lettland ein positives Zeugnis aus, auch wenn er Defizite bei der Ausbildung einer Zivilgesellschaft und einer demokratischen Kultur sieht. Nach Anton gibt es daher Forschungsmeinungen, die die zielstrebige Umsetzung der EU-Kriterien und die damit verbundene Demokratisierung lediglich als Strategie zur internationalen Sicherstellung von staatlicher Souveränität durch Mitgliedschaft in den westlichen Bündnissen bewerten.

Insgesamt erscheint unklar, warum Anton seiner Arbeit eine über 100-seitige, historische Abhandlung voranstellt, die zudem noch im Mittelalter ansetzt. Deren tatsächlicher Schwerpunkt ist freilich die Zwischenkriegszeit. Es ist zunächst logisch, deren Geschichte als Referenz darzustellen, doch finden sich in der Analyse der Ereignisse nach 1987 kaum Rückbezüge. Allein auf die sowjetische Besatzung wird eingegangen, diese allerdings genauso wie der Zweite Weltkrieg in der historischen Übersicht auf wenigen Seiten abgehandelt. Zudem muss man anmerken, dass die historische Darstellung den Forschungsstand der 1970/80er Jahre widerspiegelt, der zumeist von deutsch(baltisch)en Historikern verfasst wurde und durchaus Mängel aufweist. Tatsächlich hat Anton offensichtlich kaum historische bzw. politologische Literatur lettischer Autoren für seine Arbeit verwendet. Es finden sich auch kaum lettischsprachige Quellen für seine Analyse der Demokratisierung nach 1987. Insgesamt bietet die Arbeit aber einen guten Überblick über die politischen Ereignisse in Lettland nach 1987 und eine Analyse der demokratischen Verhältnisse im Land.

Björn Felder, Lübeck/Lüneburg

Auswahlbibliographien zur Geschichte des Kommunismus in Osteuropa. Bd. III: Estland, hrsg. v. Wiebke Jürgens. Berlin: Osteuropa-Zentrum Berlin 2009, 225 S.

Die vorliegende Bibliografie bildet den dritten Band von „Auswahlbibliographien zur Geschichte des Kommunismus in Osteuropa“,

herausgegeben vom Osteuropa-Zentrum Berlin. Ihr Ziel ist es, Forschungsarbeiten zur Geschichte einzelner Länder Ost- und Ostmitteleuropas unter kommunistischer Herrschaft systematisch aufzulisten. Dabei sind jedoch nur jene Arbeiten berücksichtigt, die nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems verfasst wurden – in Estland also seit 1991. Diese Einschränkung, die wohl einem gewissen Pragmatismus geschuldet ist, ist insofern bedauernd, da gerade die Zeit der Perestrojka eine erste intensive Phase der Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit mit sich brachte, die auf diese Weise unbeachtet bleibt. Zudem stellt die Beschränkung auf Titel in estnischer, englischer und deutscher Sprache den von der Herausgeberin in der Einleitung formulierten Anspruch in Frage, die „Problematik aufeinandertreffender Geschichtsbilder“ zu erfassen. Dazu hätte es der Einbeziehung der – freilich ohnehin nicht sehr umfangreichen – russischsprachigen Literatur bedurft. Dafür umfasst die Bibliografie über Estland überraschenderweise nicht nur Titel, welche sich mit der sowjetischen Zeit befassen, sondern beginnt bereits mit dem Zusammenbruch des Zarenreiches im Jahr 1917.

Die Einleitung von Olaf Mertelsmann ist sachkundig, gleicht aber eher einem historischen Aufriss der Geschichte Estlands seit 1917, als dass sie eine eigentliche Einführung in die Forschung geben würde. Hier wäre ein historiografischer Beitrag über Forschungsthemen und -kontroversen sicher passender gewesen. Auch der Aufbau der Bibliografie selbst ist auf den ersten Blick ein wenig verwirrend, mag aber für den Gebrauch durchaus sinnvoll sein. So ist der politischen Geschichte ein eigener, chronologisch untergliederter Abschnitt gewidmet, während der Rest des Buchs umgekehrt in chronologischen Abschnitten organisiert ist, die thematisch untergliedert sind. Auf diese Weise ist es möglich, sich vor der thematischen Arbeit einen schnellen Überblick zum Forschungsstand der allgemeinen politischen Geschichte zu machen.

Dass bei dieser Art von Bibliografie einige Lücken auftauchen, ist unvermeidbar. So sticht etwa ins Auge, dass offenbar nur solche Zeitschriften systematisch ausgewertet wurden, die sich ausschließlich mit Geschichte befassen. Die primär kulturwissenschaftlichen Zeitschriften „Vikerkaar“ und „Akadeemia“ wurden nur unvollständig, die stark national orientierte „Kultuur ja Elu“ überhaupt nicht gesichtet, obwohl sich hier durchaus noch weitere Beiträge zur estnischen Geschichte im betreffenden Zeitraum hätten finden lassen. Auch sonst lässt sich mit dem nötigen Spezialwissen noch eine Reihe einzelner Titel aufführen, die in der Bibliografie ungenannt bleiben. Gleich-

wohl erscheint es wenig sinnvoll, von einer Bibliografie zu einem so breiten Thema Vollständigkeit zu erwarten. Als systematische Aufarbeitung der wichtigsten Titel ist sie ein sehr willkommenes und nützliches Hilfsmittel.

Abgeschlossen wird der Band mit einer Chronologie der Geschichte Estlands, einem Personenverzeichnis sowie einer Liste der wichtigsten Websites zur estnischen Geschichte. Gerade letztere lässt die grundsätzliche Frage aufkommen, ob die Publikation einer solchen Bibliografie in Buchform eigentlich noch zeitgemäß ist. Eine digitale Veröffentlichung als Datenbank im Internet hätte eine ganze Reihe von Vorteilen: Sie ließe sich schneller aktualisieren, erlaubte die Verlinkung verschiedener Beiträge, könnte mit einer leistungsstarken Suchfunktion verbunden werden und wäre breiter zugänglich. Die Herausgeber der Reihe sollten über diese Möglichkeit nachdenken.

David Feest, Göttingen

Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Teil I, hrsg. v. Matthias Asche, Werner Buchholz u. Anton Schindling. Münster: Aschendorff 2009, 305 S. (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung. 69).

Die Herausgeber, zugleich Mitautoren, und der aus Estland gebürtige Historiker Alexander Loit (Uppsala), Verfasser des aus dem Schwedischen übersetzten Hauptaufsatzes des Buches (S. 49–215), haben es sich zur Aufgabe gesetzt, die religiöse Entwicklung in den genannten Gebieten im Zeitraum zwischen 1500 und dem Ende der baltischen Schwedenherrschaft 1721 darzustellen, Alexander Loit hinsichtlich der ländlichen Gebiete. Der Band enthält außerdem zwei wertvolle literaturhistorische Untersuchungen zur genannten Epoche: Raimo Raag (Uppsala) zur frühen estnischsprachigen Literatur und Peteris Vanags (Stockholm und Riga) zur frühen lettischsprachigen Literatur (S. 217–300, jeweils mit Abbildungen von Titelseiten). Das vorliegende Buch ist der erste Teil einer auf drei Teile hin geplanten Teilreihe der umfangreichen Reihe „Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung (KLK)“, ediert von der „Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum“.

Alexander Loits umfangreiche Arbeit widmet sich an Hand der im schwedischen Reichsarchiv vorhandenen ungedruckten Quellen (Li-

vonica II) vor allem den von der schwedischen Regierung ausgehenden Initiativen zur Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse ab 1585 im estländischen und ab 1621 im livländischen Gebiet. In dieser Konzentration ist seine Arbeit besonders wertvoll für die Erkenntnis, dass Schweden in diesen Gebieten „die Grundlagen für ein protestantisches Kirchen- und Gemeindeleben“ (S. 80) gelegt und eine Festigung des evangelischen Glaubens bewirkt hat.

Die Vorgeschichte wird von Loit in einleitenden Überblicken dargeboten: Als „Hintergrund“ beschreibt er die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse zwischen 1200 und 1561 (S. 55-68) und die Einführung der Reformation (S. 68-77). Details zu den ersten Frömmigkeitsimpulsen und literarischen Wirkungen der 1520er bis 1540er Jahre als Neuaufbruch bieten im Sinne des Buchtitel-Stichworts „Reformation“ die genannten Aufsätze von Raimo Raag für den estländischen und Peteris Vanags für den lettländischen Sprachbereich. Da Loit allein an den langfristigen Wirkungen und Ergebnissen der Reformationsimpulse interessiert ist, nennt er wenige der für den Beginn entscheidenden Ereignisse und Personen, erwähnt werden nur Andreas Knopken (hier „Knopke“ genannt) und Melchior Hoffman. Erst in der schwedischen Zeit werden ja die „überdauernden Ergebnisse der Reformation“ greifbar, etwa die Entwicklung des Estnischen und Lettischen zu Schriftsprachen (S. 197 f.) und die Ausbildung einer lutherischen konfessionellen Identität für die ländliche Bevölkerung der Esten und der Mehrheit der Letten („Konfessionalisierung“).

Loit beschreibt 1. die Versuche der schwedischen Regierung zur Neugestaltung der Gesellschaft (Verbesserung der Lage der Landbevölkerung, Reduktion der großen Güter, S. 82-93), 2. die Entscheidung für das Augsburger Bekenntnis („Lehre und Glaube“, S. 139-149), 3. die „institutionelle Organisation des Kirchenwesens“ nach 1561 für den estnischen (S. 94-107) und für den (seit 1621 schwedischen) livländischen Bereich (S. 107-117) auch für die anderen Gebiete (Ösel, Ingermanland, Kurland und Semgallen sowie Lettgallen, S. 118-135). Gewürdigt werden für Estland die eingesetzten Bischöfe Rudbeckius und Ihering, für Livland der Gouverneur Skytte und die beauftragten Superintendenten Hermann Samson und Johann Fischer. 4. Wertvoll ist Loits ausführliche Darstellung der regierungsamtlichen Maßnahmen zur Ordnung des Kirchenwesens, vor allem mit Hilfe des Kirchengesetzes von 1686, die Gründung der Theologischen Fakultät 1632 in Dorpat, die Förderung der Bibelübersetzungen (z.B. der lettischen durch Johann Ernst Glück) und die erste Einrichtung von ländlichen Schulen. Eingehend behandelt werden Position und Auf-

gaben der Kirchengemeinden (S. 172-181) und besonders ausführlich die Stellung, Aufgaben, Einkünfte und Kontrolle der Pastorenschaft (S. 156-172). Loit erkennt, dass die Visitationsprotokolle als Quellengrundlage hinsichtlich des Verhaltens der Pastoren ein vorwiegend negatives Bild ergeben (S. 167).

Zu Recht betont Loit, dass die Landbevölkerung weithin keine eindeutige Einstellung zu einer konfessionell bestimmten Religiosität gewonnen, sondern naturreligiöse Vorstellungen im Brauchtum beibehalten hat. Alter Volksglaube, überlieferte katholische Praxis und lutherische Elemente verbanden sich nicht selten zu einer „synkretistischen“ Religiosität (S. 181-191). Die Herausgeber betonen, dass in der Gesamtentwicklung vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert vielfach „Phasen ungewisser Erwartungshorizonte und Zukunftsperspektiven“ mit „stets vorhandenen Alternativen und unterschiedlichen Optionen“, sogar „konfessionelle Niemandsländer“ zu erkennen sind (S. 29 f.). Sie erinnern daran, dass auch der katholische Anteil an der lettischen Sprachentwicklung nicht vergessen werden darf (S. 42 f.).

Zu den bekannten Kontroversen zwischen der schwedischen Politik und den baltischen Ritterschaften äußert sich Loit äußerst kritisch zur Rolle des Adels: „Offenbar waren es nicht primär religiöse Gründe, die einen großen Teil des Adels veranlaßten, für die Reformation Partei zu ergreifen, sondern vorwiegend materielle Interessen“ (S. 76). Die Gutsherren „verhinderten eine vollständige Durchführung des schwedischen Schulprogramms“ (S. 192) und „wollten sich an den Kosten des Aufbaus einer Kirchenorganisation nicht beteiligen“ (S. 195). Eine Überprüfung an Hand weiterer Quellen bedarf Loits These, die „Beziehung der Pastoren zu den Gutsherren als den Inhabern des Kirchenpatronats“ habe „jeder religiösen Dimension entbehrt“, sie sei „ausschließlich von sozio-ökonomischen Kriterien geprägt“ gewesen, und dieses „im Unterschied zum Verhältnis der Pastoren zur Obrigkeit, zur Kirchenführung und zur Gemeinde“ (S. 170).

In „Prolegomena zu einer Reformations- und Konfessionsgeschichte der baltischen Lande“ (S. 29-43) äußern sich die drei Herausgeber des Buches zu den Grundsätzen der baltisch-kirchlichen Historiografie. Sie sagen zu Recht: „Die Vielfalt kann nur in multiperspektivischer und vergleichender Betrachtung angemessen gewürdigt werden“, jede „national bzw. konfessionalistisch getönte Brille führt zu Kurzsichtigkeit und einem getrübbten Blick“ (S. 38); sie befürworten daher „differenzierende Neuinterpretationen“ (S. 39). Die drei Autoren (und Loit) möchten sich absetzen von einer „national-romantischen“ est-

nischen und lettischen Geschichtsschreibung und – noch schärfer – von einer „borussisch-kulturprotestantischen Geschichtsschreibung“, die die Christianisierung der Gebiete als „deutsche Kulturmission im Osten“ verstehen wolle (S. 36). Da die Autoren eine solche Auffassung durchgehend bei der „deutschbaltisch geprägten Forschungstradition“ vermuten, möchten sie zu ihr auf Distanz gehen (Vorwort S. 9). Alexander Loit meint, ein „deutschbaltisches Konzept“ käme wegen der Güterreduktion, die nur einen Teil des Adels betraf, zu einem „eher negativen“ Urteil über die schwedische Herrschaft im Baltikum (S. 81).

Die Verfasser wären gewiss zu einer anderen Beurteilung der deutschbaltischen Forschung gekommen, wenn sie deren Autoren aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zur Kenntnis genommen hätten, z.B. August Westrén-Doll, der 1956 die schwedische Zeit als „bedeutsam und segensreich für die Verfassung der estländischen und livländischen Kirche“ bezeichnet hat (S. 102 in: Baltische Kirchengeschichte, hrsg. v. Reinhard Wittram. Göttingen 1956). Im ausführlichen Literaturverzeichnis Alexander Loits (S. 200-215) hätte die Darstellung der schwedischen Zeit durch Heinz von zur Mühlen 1994 im Band „Baltische Länder“ der Reihe des Siedler-Verlages „Deutsche Geschichte im Osten Europas“ nicht fehlen dürfen, eine Darstellung, die in der Berücksichtigung der verschiedenen Völker und Konfessionen den Grundsätzen der Verfasser des hier besprochenen Buches voll entspricht. Aus der Übereinstimmung in den Grundsätzen heraus verdient das vorliegende Buch die Anerkennung, dass es unsere Kenntnisse der Zeit der schwedischen Herrschaft in den „baltischen Landen“ beträchtlich bereichert und vertieft hat.

Heinrich Wittram, Hemmingen

Die baltischen Staaten im Schnittpunkt der Entwicklungen. Vergangenheit und Gegenwart, ed. by Carsten Goehrke and Jürgen von Ungern-Sternberg. Basel: Schwabe & Co AG 2002, 196 pp. (Texte und Studien. 4).

There is an ongoing need for excellent historical introductions to the region of the southern Baltic littoral – the territory that comprises Estonia, Latvia, and Lithuania today – over the past 800 years since this region became the subject of recorded history. The history of the region is diverse, more than one might surmise from the seemingly unitary term “the Baltic states”, and it can be a challenge to a com-

elling logic undergirding “Baltic history”. Just as historians hold that the present cannot be understood without an awareness of the past, the inverse is also true – at least for most historians today – that to be able to study adequately the past one must have an awareness of current-day issues. In careless hands this can result in presentism, the anachronistic application of concerns and perspectives of the present in interpreting the past. In the hands of capable historians, however, this approach can permit them to ask “so, what can we learn from the past that will inform our understanding of the present?” This inevitably must result in provisional, even essayistic conclusions, but this is not a reason to suspect the endeavor. Judgments reached through this line of thinking must be treated with some degree of caution, however, as the richness of the fabric of the past can be dulled by forced comparisons with this current, though arbitrarily selected, moment in history, and conclusions can be inherently unprovable.

The twelve primary contributions in the book under review each examine a different major time period or historically bounded nexus of developments, beginning with the early 13th century and ending with the Baltic of the early 21st century. The book succeeds overall in connecting Baltic past and present, as its subtitle suggests. This was an explicit aim for each author, as the editors asked them to discuss both their given historical period as well as “dessen historische Bedeutung und zukunfts-gestaltende Nachwirkung für das Baltikum” (p. 179). In addition to this design for the volume, there is an additional interpretive thread running through the book as whole – that Baltic history, in the words of editor Carsten Goehrke, manifests the “Zusammenspiel einheimischer Kräfte mit den bereichernden und bedrohlichen Einwirkungen von außen” (p. 7).

This is a collection of essays, not a general history of the Baltic, and the book should not be used as an initial introduction to the history of the region. Those already familiar with the general outlines of this history will find the book thought-provoking. For German-reading audiences it could be used effectively as a companion volume to one of the surveys of Baltic history, such as Michael Garleff’s “Die Baltischen Länder. Estland, Lettland, Litauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart” (Regensburg 2001) or Ralph Tuchenhagen’s “Geschichte der baltischen Länder” (Munich 2005). The contributions, in the form of chapters, are mainly presented without footnotes. Each author includes a bibliography, with a list of the resources each used in writing his or her chapter, not a list of recommendations for further reading.

The volume’s primary weakness – and it is a glaring one – is its

failure adequately to examine the Soviet period as a central point in the development of the Baltic peoples and polities. Goehrke explains this lacunae thus: “Dies hat seinen Grund nicht zuletzt darin, dass sie von der Forschung bislang eher stiefmütterlich behandelt worden ist und dass vor allem die post-sowjetischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der neuerstandenen baltischen Republiken eine gewisse Scheu an den Tag legen, dieses heiße Eisen anzufassen” (pp. 187 f.). This remains true today, but historians must begin picking up this “hot iron” sooner or later. Quality historical work on aspects of the first decade of Soviet rule after the end of World War II has been done recently by historians in Estonia (notably Tõnu Tannberg and Olaf Mertelsmann), but systematic studies, based on archival sources, of most of the Soviet period are still lacking.

The book here under review includes no maps, which undoubtedly will hinder readers who with this book are still being introduced to the region of the Baltic littoral.

Goehrke in his opening essay on the Baltic in the early 13th century emphasizes the geographical location of the region, which led to its exposure to outside forces. In the wider region, three types of mobilizing forces were of key importance: states (Denmark, Sweden, and Novgorod as part of Kievan Rus); churches (Roman and Eastern Orthodox) and their conversion drives; and German-speaking merchants, organized corporatively. He argues that as state power in the form of medieval Livonia eventually emerged from the combination of ecclesiastic and private initiative, this later made it easier for Baltic independence to be restored in the late 20th century. Such an argument might indeed be excessive presentism for some.

Alvydas Nikžentaitis discusses the origins and development of the Grand Duchy of Lithuania in the 13th–14th centuries and the emergence of a Lithuanian political nation. Nikžentaitis emphasizes Lithuania’s difference and peculiarity compared to the rest of Europe. Rooted in a military union of various Lithuanian tribal chiefs, the state adopted ruling and tax-collective practices of east Slavic principalities to the east. Soon after the state adopted Christianity in 1387, the rising nobility and urban elites (some influenced primarily by trade with Russian counterparts, others by trade with Germans) received legal recognition of their positions. Combined with the Polish influence that came with the personal union of the Grand Duchy with Poland in 1385, Lithuania in some ways followed central European trends. However, society in the Grand Duchy remained extremely heterogeneous in linguistic and confessional terms, and the

formation of a unified Lithuanian “political nation” came only in the 16th century, with all parts of society recognizing the 13th century grand prince Vytautas/Witold as the key figure in Lithuanian history. In this same period, the state was reconstituted through the Union of Lublin (1569) as the “Republic of Two Nations” (generally called in English the “Polish-Lithuanian Commonwealth”).

Ilgvars Misāns’s chapter on medieval Livonia focuses on what one might call “Baltic cooperation”, emphasizing the leading urban centers in medieval Livonia – Riga, Reval (Tallinn), and Dorpat (Tartu). He finds a great deal of cooperation carried out between them through the Hansa-based trade and periodic councils of delegates from towns (Städtetage) from the mid-14th century until the last few decades of the 15th century. The Reformation permitted the rise of a political competitor in the form of an increasingly self-confident nobility.

The following nexus of issues addressed in the volume is the Reformation and Counter-Reformation. Christoph Schmidt focuses on the spread of Luther’s ideas in the towns of Livonia from 1523, when a letter from Luther arrived at the Riga city council, to the early 1530s, when powerful noblemen in Livonia under the Riga archdiocese crowned the victory of the Reformation with their joining it. The overall significance of the Reformation, Schmidt concludes, is that it weakened the Teutonic Knights and thus opened up Livonia to influences from outside the Baltic region. Ingė Lukšaitė’s chapter on the Reformation and Counter-Reformation in Lithuania and in Latgale and Kurland also presents a general history of these areas in the 16th century and first half of the 17th century. In the Lithuanian Grand Duchy, both the Lutheran and Catholic churches fostered reform; both, for instance, published books in the Lithuanian language and built networks of parish schools.

This reviewer found one of the most interesting aspects of the book to be the strongly differing interpretations of Baltic history presented by Alexander Loit, who examines the 17th and early 18th centuries when Estland and Livland were under Swedish rule, and by Jürgen von Ungern-Sternberg, who writes on the two centuries of tsarist Russian rule (1710–1917). The period examined by Loit is known in popular Estonian and Latvian historiography as the “old good Swedish times”. Loit points out that there have been other views of this period that are more negative – the “Soviet Baltic” conception of the era, and also a Baltic German one, which condemned the Swedish policies toward Baltic German landed estates and the Livonian corporation of nobility. Loit, however, makes it clear that he agrees with the

sentiment expressed in the popular local appellation of the era, and he finds an overall salutary influence of the period for the Baltic region. He identifies as the most notable developments in this era the weakening of the feudal order and a strengthening of central state power nearly (but not quite) to the point of establishing colonial rule; a weakening of serfdom (Charles XI forbade serfdom on crown lands in the late 17th century, though many historians doubt the overall efficacy of this action); and a growing interest in the Baltic in manufacturing.

Loit draws a straight line connecting the Swedish era and 20th century independence for Latvia and Estonia, arguing for deep Swedish-era influences in politics, governance, economy, and culture that paved the way for, and underpinned, Baltic independence. Primary among these factors, in Loit's view, is the inclusion of Estonians and Latvians, for the first time in their history, in "a unitary state power" ("einheitliche Staatsmacht").

While for Loit the establishment of tsarist rule in the Baltic is a "conquest" ("Eroberung"), Ungern-Sternberg writes that "die baltischen Länder sich vor wie nach 1710 in einem ganz normalen europäischen Herrschaftsverhältnis befanden" (p. 93). Ungern-Sternberg argues for positive developments in Estland, Livland, and Kurland in the tsarist period, mentioning Pietism, Enlightenment values, German classicism, and the reopening of Dorpat University in 1802. But for the leading class (a strengthening alliance between the nobility and bourgeoisie – all German speakers), problems arose in the 19th century that brought the Baltic provinces from a "Normalfall zu einem Sonderfall" (p. 94). The growing national aspirations of Estonians and Latvians on the one hand, and on the other the centralizing Russian state that was itself increasingly motivated by nationalism, combined to paralyze those who would otherwise have been expected to lead Baltic society in reform and modernization.

Even if we permit ourselves to accept the argument for presentism, from the point of view of the 20th century, which period – the Swedish or the Russian – was better preparation for the eventual realization of values held by contemporary Baltic societies? Readers will have to make up their own minds on this point given the opposite views of Loit and Ungern-Sternberg. Here is an excerpt from each author:

Loit: "Deshalb muss die Vereinigung von Esten und Letten unter einer einzigen Staatsmacht, nämlich der schwedischen, als

eine dringende Voraussetzung für die spätere Nationsbildung dieser Völker betrachtet werden, welche auch die Möglichkeit zu eigenen Staatsbildungen eröffnete” (p. 84).

Ungern-Sternberg: “Gehen wir lieber vom ‘Land’ aus, das im 19. Jahrhundert so gern beschworen wurde. Diesem ist die zweihundertjährige Friedenszeit durchaus gut bekommen, in wirtschaftlicher wie in kultureller Hinsicht... Entscheidend aber ist, dass die Verhältnisse breiten Bevölkerungsschichten – und das heißt im konkreten Fall: Esten und Letten – überhaupt die Möglichkeiten boten, sich in jeder Hinsicht zu entwickeln und schließlich zu emanzipieren” (p. 102).

A Swiss connection is maintained in this volume through the contribution of Rudolf Mumenthaler, who highlights the contacts between Swiss and Baltic scholars and scientists in the 19th century and early 20th century. Scholarly exchanges took place in the second half of the 19th century in particular between the Riga Polytechnic and the Zürich Polytechnic, and a number of students from the Baltic region studied in Switzerland. In the period between World War I and World War II a number of Swiss academics held positions in universities in Estonia, Latvia, and Lithuania. Scholarly initiatives between the Baltic region and Switzerland, which had been discontinued in the Soviet period, have in recent years been renewed, of which, it should be noted, this volume is good evidence.

Developments in the twentieth century are addressed in two chapters: Česlovas Laurinavičius looks at the foreign policy of the independent Baltic states in the 1920s and 1930s, and Peeter Järvelaid considers constitutional law and models for the construction of newly independent statehood in the interwar period. Laurinavičius finds the failure of each of the Baltic states to devise a foreign policy that would maintain neutrality from both Germany and the Soviet Union and prevent them from being swept up into the maelstrom that began in the late 1930s rooted in the unresolvable dilemmas posed by their geopolitical location between larger powers. European states were, perhaps inevitably, more focused on issues and tensions between these powers – primarily Germany and the Soviet Union – than they were on the needs of the Baltic peoples. Laurinavičius writes (in the one English-language chapter in this book) that “the Baltic States were confronted with the dilemma of choosing not so much between collective security and non-aggression systems as between the blocs formed by the Great Powers” (p. 127). The attempt by the Baltic

states in the second half of the 1930s to assert neutrality collided with the reality of a Europe moving toward war. Järvelaid discusses the models for the new Baltic democracies, concluding that as a result of the political compromises that had to be made within the Baltic states upon adoption of parliamentary democracy, the resulting political systems were too inflexible. As was the case for a number of other European states in the interwar period, the three Baltic countries were unable to avoid constitutional crises – in Lithuania in 1926, in Estonia in 1933, and in Latvia in 1934.

Baltic economies in the 1990s are examined by Peter Bernholz. He outlines the major aspects of economic reform undertaken in this first decade of independence in the three countries: currency reform, privatization of state-owned enterprises, stimulation of the private sector, and protection of private property. The reforms kept inflation under control; per capita production measured in US dollars rose, though each country remained well below that of Greece as a point of comparison. When purchasing power parity is taken into account, however, Baltic societies had higher standards of living than this would otherwise indicate. This chapter among all in the book has been the first to become dated; those looking for overviews of Baltic economies in the now nearly two-decade long new independence period should probably look elsewhere.

In the book's penultimate chapter, Seraina Gilly looks for cultural affinities between Baltic societies in the new independence period, though her analysis at points extends back in time to earlier eras. In a book that due to space restrictions perhaps necessarily cannot go into great detail regarding the cultural specificities of the Baltic peoples, Gilly's emphasis on both differences and similarities in the development of Baltic societies – including minority groups – is welcome. Her thoughts on the challenges post-Soviet societies face in overcoming mentalities of the past are interesting, though as she herself points out, she presents only general hypotheses, and these require more concrete application to Baltic societies.

As a conclusion, co-editor of the volume Carsten Goehrke presents a remarkably concise, and very readable, overview of Baltic history in the some 800-year time span that the book covers. It is only here that the Soviet period receives any focused attention, and Goehrke is able to give it two and a half pages in his fourteen-page summary. Goehrke again here nicely presents his thesis – parallel with that of the entire volume: despite the manifest differences between Baltic peoples and states, the Baltic region has been throughout its history,

and continues to be, a “Vermittlungsbrücke zwischen Ost und West” (p. 183, cf. pp. 192 f.).

Bradley Woodworth, New Haven

Baltisches Welterlebnis. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Alexander, Eduard und Hermann Graf Keyserling. Beiträge eines internationalen Symposions in Tartu vom 19. bis 21. September 2003, hrsg. v. Michael Schwidtal u. Jaan Undusk unter Mitwirkung v. Liina Lukas. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2007, 586 S. mit 3 Vignetten, 26 Abb.

Im Zusammenhang mit der auch in Estland nach der Wiedererlangung der staatlichen Unabhängigkeit verstärkt einsetzenden Würdigung einer zeitweise dominierenden „deutschen Komponente“ in der eigenen Geschichte befasste sich im Jahre 2003 eine von estnischer Seite angeregte und von deutscher Seite nachhaltig unterstützte Tagung in Tartu (Dorpat) mit der Familie Keyserling. Denn dieser kommt unter den kosmopolitisch gesinnten deutschbaltischen Adelsfamilien eine besondere Bedeutung zu, wobei vor allem drei Persönlichkeiten herausragen: der als Begründer der Geologie in Russland bedeutende Naturwissenschaftler und Landespolitiker Alexander Graf Keyserling (1815–1891), als Schriftsteller sein Neffe Eduard von Keyserling (1855–1918) sowie der Enkel, Philosoph und Begründer der Darmstädter „Schule der Weisheit“ Hermann Graf Keyserling (1880–1946). Alle drei waren mit dem Tagungsort einst persönlich verbunden – Alexander als Kurator der Universität Dorpat 1862 bis 1869, Eduard studierte hier in den Jahren 1875 bis 1877 Jura und Hermann von 1898 bis 1900 Chemie.

Der gesamte Zeitraum des Wirkens dieser Vertreter dreier Generationen einer deutschbaltischen Adelsfamilie war durch radikale Veränderungen gekennzeichnet. Erlebte Alexander in den 1860er Jahren die vielschichtigen Auseinandersetzungen um den sog. Landesstaat mit seinen umkämpften Privilegien, so gestaltete Eduard in Erzählungen vorwegnehmend den Bedeutungsverlust des baltischen Adels in den Umbrüchen von 1918, und Hermann sah sich zunächst ebenfalls einschneidenden Vorgängen und schließlich der mit dem Jahr 1939 eingeleiteten Katastrophe der baltischen Länder ausgesetzt. Darauf weisen die Herausgeber einleitend mit Kurzinformationen über diese drei Persönlichkeiten ebenso hin wie auf deren Rezeptionsgeschichte in Estland, wobei sie erste Bezüge zwischen deren

„baltischer Herkunft“ und ihrer „weltbürgerlichen Gesinnung“ ansprechen. Ob bei der zutreffend erwähnten Gegnerschaft innerhalb der gemeinsamen Geschichte von Deutschen, Esten und Letten im Lande tatsächlich in den unterschiedlichen Epochen von ihnen der Gedanke der Autonomie als „ein und dasselbe Ziel“ verfolgt worden ist – nach Ansicht der Herausgeber „aus heutiger Sicht das wichtigste Charakteristikum in der Geopolitik dieses nordosteuropäischen Gebietes“ (S. 18) –, muss allerdings in Frage gestellt werden. Wenn man darin „nur sehr verschiedenartige Glieder einer einzigen ideengeschichtlichen Kette“ sehen will, sollten doch die Bedingungen und Grundlagen des jeweils vertretenen Autonomiebegriffs berücksichtigt werden. Denn Esten, Letten und Deutschbalten wollten ihre Autonomie in durchaus eigener, ja gegensätzlicher Form verwirklichen, wobei es innerhalb dieser Ethnien wiederum durchaus unterschiedliche Vorstellungen gab, bei den Deutschbalten z.B. zwischen traditionellen Herrschaftsansprüchen und demokratischen Einstellungen.

Die insgesamt 33 Beiträge verteilen sich auf drei, jeweils diesen Persönlichkeiten gewidmete Abschnitte, wobei Alexander Graf Keyserling mit sieben die wenigsten und Hermann mit 15 die meisten Artikel gelten. Zu Anfang behandeln Roger Bartlett „Graf Alexander Keyserlings Beziehungen zum russischen Kaiserhof“ (S. 25-40) und Gert v. Pistohlkors „Die politische Philosophie des Kurators der Dorpater Universität“ (S. 41-60), wobei sie sich weitgehend auf die umfangreichen Textsammlungen der von Keyserlings Tochter Helene v. Taube herausgegebenen Tagebücher und Briefe stützen.¹ Diese für Leben und Persönlichkeit als Hauptquelle nach wie vor wichtigen Publikationen werden allerdings von den Herausgebern des Tagungsbandes wohl nicht zu Unrecht als „in mancher Hinsicht tendenziöse Auswahl“ (S. 11) bezeichnet, mit Bezug auf Hermann Keyserlings späteres Votum, seine Tante habe das Material zu stark „im Licht der liebend-idealisierenden Tochter verarbeitet“.² So bedarf es offensichtlich einer weiteren Detailuntersuchung, was denn nach Hermann Keyserlings Meinung in diesem Quellenwerk alles fehlt, was am Bilde seines Großvaters „von bleibendstem Interesse wäre“, zumal sich

¹ Graf Alexander Keyserling, Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen. 2 Bde., Berlin 1902; Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling. Philosophisch-religiöse Gedanken mit einzelnen Zusätzen aus Briefen. Mit einer Lebensskizze, verfaßt von Graf Leo Keyserling, hrsg. v. Freifrau Helene von Taube von der Issen. Stuttgart 1894.

² Hier zitiert nach Hermann Keyserling, Reise durch die Zeit. Bd. 1: Ursprünge und Entfaltungen. Innsbruck 1948, S. 130 f.

auch die anderen mit Alexander Keyserling befassten Autoren auf dieses Material stützen. Während Bartlett vor allem die Bedeutung der persönlichen Beziehungen Alexander Keyserlings zum Zaren für die ritterschaftliche Politik und seine selbstständige Auffassung vom Staatsdienst herausarbeitet, schließt v. Pistohlkors aus den insgesamt spärlichen Hinweisen auf dessen politische Philosophie und analysiert eindringend seine Einstellung zur begonnenen Reformdiskussion innerhalb der Ritterschaft ebenso wie zur Entwicklung an der Universität Dorpat, die mit der Entlassung Carl Schirrens nach dem Erscheinen der „Livländischen Antwort“ eskalierte. An der Gestaltung der in dieser Zeit entstehenden Zivilgesellschaft in den Ostseeprovinzen scheint Alexander Keyserling demnach allerdings wenig Anteil genommen zu haben.

Nach Erki Tammiksaar, der Bemerkungen zu den naturwissenschaftlichen Expeditionen und dem wissenschaftlichen Umfeld beisteuert (S. 61-70), verlor die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit Keyserlings Fortgang einen „befähigten Paläontologen“, dessen Fachgebiet daraufhin noch lange verwaist blieb. Eingehender noch betrachtet Bernhard Fritscher in seinem Beitrag „Naturforschung im Geiste Alexander von Humboldts“ (S. 71-83) die Rolle Keyserlings als europäischer Gelehrter für die Entwicklung der Erdwissenschaften in Russland am Beginn der modernen geologischen Erforschung Osteuropas. Thomas Taterka wiederum sieht in seinem Beitrag „Zwischen Humboldt und Darwin. Naturforschung und Menschenbild bei Alexander Graf Keyserling“ (S. 85-115) als durchlaufende Konstante in dessen Aufzeichnungen die Anwendung seines von der Parole vom ‚Kampf ums Dasein‘ nachgerade besessenen Naturverständnisses auf politische, ökonomische, soziale, moralische und Kulturzustände und meint damit den „ungeheuren Abstand zwischen der Humboldtschen Naturforschung und der grassierenden Fetischisierung der Naturwissenschaft, der wir Keyserling anhängen sehen“ (S. 106 f.), konstatieren zu können. Obwohl dieser kein eigentlich philosophisches Werk verfasst hat, skizziert Guido Rappe dessen anthropologisches und ethisches Denken (S. 117-132), in dem er den Mensch als „Vorfahrenswesen“ sehe, das in einem „transgenerationalen Zusammenhang“ stehe: Statt von „organischem Wesen“ spreche er von „Generationenwesen“ und unterscheide damit eine biologische von einer ethischen Sicht des Menschen. Der sich durch sein Schaffen hindurchziehende rote Faden bestehe methodisch in „möglichst klarem und systematischem Denken, das sich an der Empirie orientiert“, und inhaltlich in einem Bemühen um eine ethische Per-

spektive, die das Ganze durchwirke, ohne dabei auf einen transzendenten Gott zurückgreifen zu müssen. In ihrem Beitrag über „Die Keyserlinge als Landwirte in Estland“ (S. 133-158) fasst Sirje Kivimäe die Tätigkeiten Alexanders, seines Sohnes Leo sowie Hermanns zusammen und gibt einen aufschlussreichen, wenn auch gelegentlich allzu ausführlichen Einblick in die baltische Agrarentwicklung, vor allem jene Estlands, seit dem 19. Jahrhundert. Dabei würdigt sie insbesondere die Verdienste Leo Graf Keyserlings (1849–1895) um die Rinderzucht und geht abschließend auch auf die begrenzte landwirtschaftliche Tätigkeit Hermann Keyserlings ein.

Im zweiten Teil befassen sich zwölf Autoren mit dem Leben und Werk des der nächsten Generation angehörenden Neffen Alexanders, des Schriftstellers Eduard von Keyserling. Gemeinsam beleuchten einleitend Michael Schwidtal und Henning v. Wistinghausen dessen „Dorpater Studentenjahre“ (S. 161-172), insbesondere seine Exmatrikulation im Jahre 1878, und bringen damit Licht in diese aufgrund mangelnder Originalquellen lange im Dunkel gebliebene Wegscheide seines Lebens. Die folgenden literaturwissenschaftlichen Beiträge behandeln die gesamte Breite des dichterischen Schaffens – vom erzählerischen Werk „im Kontext der Epoche“ (S. 173-184) durch Peter Sprengel, „Die Konstruktion des Weiblichen und Männlichen“ in seinem Prosawerk durch Carola Hilmes (S. 269-284), „Landschaftswahrnehmung und Dekadenzerfahrung“ in seinen Romanen durch Jürgen Viering (S. 297-308), über „Baltisches und Heidnisches“ in dem Theaterstück „Ein Frühlingsopfer“ durch Benjamin Breggin (S. 185-196) und Keyserlings Bedeutung für das Drama der Jahrhundertwende durch Benedikts Kalnačs (S. 231-240) bis zu generellen Abhandlungen zur literarhistorischen Einordnung sowie komparatistischen Aspekten. So bemüht sich Armin v. Ungern-Sternberg in seinen längeren „Anmerkungen und Anregungen zum Verständnis von Eduard von Keyserling“ unter der Thomas Manns Nachruf entnommenen Überschrift „Kunstwerdung eines feudalen Heimatmilieus?“ (S. 197-230) um eine „*Entmythologisierung* der Forschungslage“ (S. 198). Denn Keyserling wollte demnach gar keine baltischen Besonderheiten mitteilen, sondern sein Erzählansatz suchte vielmehr das Exemplarische und stellte sich eben damit „auf eine Augenhöhe mit der Literaturtheorie seiner Zeit“. Mit seiner in die Abschnitte „Exemplarische Orte – Zeitlose Handlungen – Normalität als Norm“ gegliederten, tief greifenden Analyse widerlegt Armin v. Ungern-Sternberg Thomas Manns Diktum und weist nach, dass die Dialoge Keyserlings eine „Tiefendimension ständiger Kommentierung und Sinnsuche“ bil-

den; indem sich die Akteure in wechselnden Arrangements ständig mit ihrer Umwelt auseinandersetzen, trete hier eine „abgeklärte nonchalante Beobachtung und Selbstbeobachtung von uns“ zutage. Die Werke des schon zu Lebzeiten fortwährend unterschätzten Keyserling sollten vielmehr als „ironisches philosophisches Pastiche“ gelesen werden (S. 222 f.).

Zu den komparatistischen Arbeiten gehören Michael Schwidts Aufsatz „Herrschaft ohne Hoffnung. Sterbende Geschlechter bei Hermann Bang und Eduard von Keyserling“ (S. 241-252) und Liina Lukas' Vergleich der Raumgestaltung bei Keyserling und dem estnischen Schriftsteller Jaan Oks (S. 253-268). Die bei diesen beiden Autoren latent im erzählten Raum vorhandenen sozialen und ethnischen Konflikte würden nicht thematisiert, seien aber im Innenleben der Menschen deutlich, im subjektiven Empfinden – bei Keyserling „distanzierter, raffinierter, gezügelter“, bei Oks „einführender, von einer fast krankhaften Leidenschaftlichkeit“ (S. 266). In diesem Beziehungsgefüge mit den literarischen Diskursen der Jahrhundertwende bestehe der gemeinsame Raum beider. – In den letzten drei Aufsätzen dieses Teils befassen sich Wolfgang Nehring mit den Stilmitteln von Keyserlings Impressionismus (S. 285-296), Jürgen Viering mit der Landschaftswahrnehmung in den Romanen (S. 297-308) und Ralph-Rainer Wuthenow mit Keyserling als Vertreter der Europäischen Dekadenz (S. 309-318).

Der umfangreichste Teil dieses Sammelbandes gilt mit gut 250 Seiten dem Enkel Alexanders und Großneffen Eduards, dem Philosophen Hermann Graf Keyserling, dessen politische Einstellung und Publizistik in der Gründungsphase des estnischen Staates abschließend unter der Überschrift „Graf Hermann Keyserling und die baltische Frage“ von Henning v. Wistinghausen: „Hermann Graf Keyserling im Konflikt mit seinen estländischen Landsleuten 1917/18“ (S. 489-532) und von Jaan Undusk: „Estland und Belgien. Der letzte Balte Hermann Keyserling“ (S. 533-570) in zwei umfassenderen Artikeln behandelt werden, die bereits 2003/04 in der estnischen Zeitschrift „Tuna“ in Tallinn erschienen sind.

Von den drei in diesem Band behandelten Persönlichkeiten hinterließ Hermann Keyserling den umfangreichsten Nachlass in Form von Büchern – auch fremdsprachigen Originalen – sowie Hunderten von Aufsätzen und Vortragsmanuskripten. Aufgrund dieses immensen Materials gibt die langjährige Nachlass-Bearbeiterin Ute Gahlings eine profunde Einführung in sein Leben und Werk („Hermann Keyserling – ein Lebensphilosoph. Zu einem Werk zwischen Erkenntnis-

theorie, Kulturkritik und Metaphysik“, S. 351-366), in der sie nicht zuletzt auf das seit den 1990er Jahren neu erwachte Interesse an der zeitweise umstrittenen Lebensphilosophie hinweist. Jaan Undusk bezieht in seinem Beitrag über „Philosophieren, hemmungslos. Der Fall Hermann Keyserling“ (S. 312-340) auch Hermanns Sohn Arnold als Philosoph mit ein und betont die besondere Bedeutung des Vaters als Redner, was wiederum Probleme der Rezeption aufwirft, weil von vielen seiner Reden keine vollständigen Abschriften existieren; der Grundkonflikt des Keyserlingschen Schreibens, die „Unüberbrückbarkeit des mündlichen und des schriftlichen Selbstaustauschs“ sei bislang nur spärlich kommentiert worden (S. 329). Ralph-Rainer Wuthenow fasst unter dem Titel „Weltbürgerliches Baltentum“ (S. 341-349) konzis die Ergebnisse der Weltreise zusammen, die Hermann Keyserling in den Jahren 1911/12 unternahm, um über die Begrenzungen der europäischen Kultur hinaus Einsichten in die Lebensformen fremder Völker zu gewinnen und dadurch er selbst zu werden. Das fand 1911 seinen Niederschlag im „Reistagebuch eines Philosophen“, dessen Entstehung Mari Tarvas („Hermann Keyserlings Tagebücher“, S. 415-424) untersucht und in Beziehung setzt zu den Kriegstagebüchern (1944 ff.) und dem Tagebuch über Südamerika (1928 ff.). Die philosophische Substanz seiner Schriften untersucht vergleichend zum einen Wolfhart Henckmann im Beitrag „Die Erdgebundenheit des Geistes – ein Dissens zwischen den anthropologischen Anschauungen Keyserlings und Schelers?“ (S. 469-486), der hinter vielfach ähnlichen gedanklichen Strukturierungen beider letztlich doch „unüberbrückbare weltanschauliche Differenzen“ sieht (S. 482). Zum anderen vergleicht Johann Christian Pöder „Hermann Keyserling und Uku Masing“ (S. 459-468) hinsichtlich ihrer Konzepte des „Augenblicks“, um das Lebensverständnis beider Denker aus dem estnischen Dorf Raikküla zu verdeutlichen.

Das ausgeprägte Verständnis und die Darstellung fremder Milieus bei Keyserling zeigen Martin Kämpchen für Indien (S. 379-390), der insbesondere auf dessen Verhältnis zu Tagore eingeht, sowie Fan Yuh-Cheng über „Hermann Graf Keyserling und Tang Junyi: zwei globale Denker“ (S. 391-403), die beide in der Achtung des Fremden Grundlagen für ein globales Denken geschaffen hätten, in welchem indisches, konfuzianisches und westlich monotheistisches vereint seien. Hans-Joachim Knaup zeigt in seinem Beitrag „Wege zum Zen zwischen Annäherung und Unerreichbarkeit“ (S. 405-414) den Versuch auf, anhand des produktiven Dialogs Keyserlings mit Daisetsu Suzuki eine geistige Brücke zwischen Ost und West zu schlagen; Keyserling habe

durch seine Auseinandersetzung mit der japanischen Spiritualität der westlichen Welt mit dem traditionellen Rüstzeug des europäischen Philosophen einen völlig neuartigen Zugang zum Zen eröffnet.

Grenzen der Annäherung wiederum werden in diesem Band ebenfalls behandelt: So bezeichnet Karin Schmidt Keyserling als „Völkerpsychologen“ aus heutiger Sicht und fragt, ob seine „Südamerikanischen Meditationen“ überhaupt ein Buch über Südamerika seien (S. 425-433), was sie eindeutig verneint, da Keyserlings intuitives Begreifen der „südamerikanischen Seele“ und deren Ausdruck in Sinnbildern eine eher unheilvolle Wirkung bei den Lesern entfaltet; denn sein inneres Erleben habe als Prozess der Selbstverwirklichung zumal mit dem Mittel der Polarisierung in dichterischer Sprachgestaltung suggestiv auf die Leser einwirken sollen, um sie vor einer rein rationalen Aufnahme des Textes zu bewahren. Aus dieser Mischform von dichterischer Sprache und sachlichen Schlussfolgerungen aber hätten die Leser konkrete Realitätsbezüge herausgelesen. Der inzwischen verstorbene Helmut Winter verdeutlicht die Grenzen der Annäherung an der misslungenen Begegnung Keyserlings mit der argentinischen Schriftstellerin Victoria Ocampo im Jahre 1929 (S. 435-446), und Américo Monteiro behandelt die Missverständnisse, die sich aus dem Besuch Keyserlings in Portugal 1930 ergaben: „Portugal im Rahmen des Europagedankens“ (S. 447-457).

In seinem Beitrag „Die Bedeutung Hermann Keyserlings aus Sicht einer europäischen Komparatistik“ (S. 367-377) betont Hugo Dyserinck, dass Keyserling nach 1918 durch seine Kontakte die Fessel des seit dem Zeitalter der Romantik bis weit ins 20. Jahrhundert hinein funktionierenden deutsch-französischen imagotypen Denkens radikal und ostentativ durchbrochen habe. Das „Polaritätsmodell“ des Gegensatzes Deutschland – Frankreich habe auf der Basis eines gemeinsamen ‚europäischen Denkens‘ die nationalen Kategorien mehr und mehr in den Hintergrund geschoben. Keyserling sei in erster Linie ein Förderer der deutsch-französischen Verständigung geworden und habe im Bereich einer der am tiefsten verwurzelten imagotypen europäischen Denkstrukturen zu einer Aufhebung von nationalen Vorurteilen und Spannungen beizutragen versucht. Die besondere Art seines Modells supranationalen Denkens stehe in ursächlichem Zusammenhang mit seiner regionalen Herkunft aus dem Grenz- und Überschneidungsgebiet des Baltikums.

Dieser insgesamt sorgfältig redigierte und mit einem hilfreichen Namensregister versehene Band enthält eine Fülle von Forschungsergebnissen zu unterschiedlichen Wissensgebieten – entsprechend den

vielfältigen Wirkungsfeldern der drei Keyserlinge von der Geschichtswissenschaft über die Naturwissenschaften und die Philosophie bis zur Literaturwissenschaft einschließlich der Imagologie. So kommt die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser drei Vertreter einer baltischen Adelsfamilie intensiv in den Blick. Manche inhaltlichen Wiederholungen in den einzelnen Beiträgen vor allem im ersten Teil oder eine wünschenswerte sprachliche Glättung bei einigen Übersetzungen fallen dagegen kaum ins Gewicht. Denn es ist den Herausgebern gelungen, mit den 30 Autorinnen und Autoren jeweils für ihre Fachgebiete hervorragend ausgewiesene Vertreter für die Mitarbeit zu gewinnen – und das mit einem internationalen Ansatz, was für die in der Tat grenzüberschreitende Wirkung spricht. Das „Baltische Welterlebnis“ wird damit nicht nur aus einer verengten baltischen Sicht behandelt, sondern mit dem erforderlichen übernationalen Ansatz. Dadurch kann, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität für alle drei behandelten Persönlichkeiten, das mit Inhalt gefüllt werden, was als spezifisch „baltisches“ Welterlebnis themengebend für Tagung und Publikation formuliert wurde – ein Thema, das nur durch interdisziplinäre und internationale Kooperation sinnvoll zu erarbeiten ist. Diese Tagung und der aus ihr hervorgegangene Sammelband zeigen einmal mehr, wozu eine übergreifende Kulturgeschichtsforschung fähig ist, und vom vorgelegten Ergebnis kann ohne Einschränkung gesagt werden, dass mehrere Disziplinen daraus wertvolle Anregungen zu weiterführenden Forschungen erhalten.

Michael Garleff, Oldenburg

Madlen Benthin, Die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa. Deutsche und tschechische Erinnerungskulturen im Vergleich. Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung 2007, 155 S. (Studien zur internationalen Schulbuchforschung. Schriftenreihe des Georg-Eckert-Instituts. 120).

Viel ist in den letzten Jahren darüber geschrieben und gestritten worden, ob und inwiefern das Thema „Flucht und Vertreibung“ in der Bundesrepublik Deutschland tabuisiert worden sei. Umso hilfreicher ist es daher, dass nun Madlen Benthin eine Studie vorgelegt hat, die über einen wichtigen Bereich der „Erinnerungskulturen“ Auskunft gibt: die Schulbücher. Noch dazu erhalten wir hier Auskunft über die Rezeption und Darstellung nicht nur in der Bundesrepublik Deutschland, sondern auch – in vergleichender Perspektive – in

der früheren DDR sowie in der Tschechoslowakei bzw. (ab 1993) in Tschechien.

Benthin versteht, wie sie in der Einleitung erläutert, Schulbücher als ein „höchst einflussreiches Medium“ und „Element von historischer Sozialisation, historischer Bewusstseinsbildung und (...) Teil der Erinnerungskultur“ (S. 11 ff.). Dem ist sicherlich zuzustimmen, zugleich gilt jedoch anzumerken, dass bei Benthin der politische Kontext etwas blass wirkt: In einem demokratischen System mag man ein Schulbuch als Ausdruck eines geschichts- und erinnerungspolitischen Common Sense sehen, für die ehemaligen sozialistischen Länder gilt dies jedoch nicht ohne Weiteres. Samizdat und Tamizdat z.B. reüssierten gerade dadurch, dass sie dem offiziellen, verfälschten Geschichtsbild ihre eigene, „wahre“ Lesart der Vergangenheit entgegenstellten, und genossen vermutlich genau deswegen bei vielen Menschen größeres Vertrauen als so manches staatlich approbierte Lehrbuch.

Den Quellenkorpus in Benthins Untersuchung bilden insgesamt 119 Lehrwerke für den Mittelstufengebrauch (höhere Klassen blieben aufgrund mangelnder Vergleichbarkeit unberücksichtigt), davon 70 west- und 13 ostdeutsche Publikationen sowie 36 tschechische Werke (S. 15 f.). Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich von den 50er Jahren bis zur Gegenwart (S. 133-138). Die Autorin beschränkt sich auf eine qualitative Inhaltsanalyse ihres Quellenkorpus und verweist darauf, dass eine quantitative Herangehensweise den Rahmen ihrer Untersuchung gesprengt hätte. Zum Zweck der inhaltlichen Auswertung entwickelt sie ein Set von „Analysekategorien“, die im Wesentlichen den deutschen Diskussionsstand widerspiegeln. Gefragt wird, ob und auf welche Weise folgende Punkte in den Schulbüchern behandelt und erläutert werden: 1.) die ideengeschichtlichen Grundlagen der Vertreibung, 2.) Genese, Motive und Ziele von Umsiedlungen und Vertreibungen, 3.) der konkrete Verlauf des Vertreibungsgeschehens sowie 4.) die Folgen für die Betroffenen, ihre Herkunftsgebiete und Aufnahmeländer (S. 20-25).

Diesen Analysekriterien folgen im Hauptteil die Ausführungen zu den einzelnen Ländern sowie die Auswertung der Schulbücher. Zunächst wird die DDR besprochen (Kapitel I), dann, am ausführlichsten, die Bundesrepublik Deutschland vor und nach 1989 (Kapitel II) und schließlich die Tschechoslowakei bzw. Tschechien (Kapitel III). In jedem dieser Kapitel führt die Darstellung vom Allgemeinen zum Speziellen, d.h. einer allgemeinen Skizze des Umgangs eines Landes mit seiner Geschichte folgen eine Charakterisierung der dort erschie-

nenen Schulbücher und schließlich längere Zitate aus einzelnen Lehrwerken, die das Gesamtbild abrunden. Durch diese ungewöhnliche Gliederung lassen sich Redundanzen nicht ganz vermeiden, und so wird der Leser, der sich zunächst mit den allgemeinen Geschichtsbildern eines Landes vertraut gemacht hat, nicht überrascht sein, vieles davon in den Schulbüchern wiederzufinden.

Wer sich mit Flucht, Vertreibung und Integration bereits beschäftigt und die Debatten der letzten Jahre verfolgt hat, wird in Benthins Darstellung zunächst viel Vertrautes wiederfinden. Gleichwohl gelingt es der Autorin, einen konzisen Überblick über die spezifischen „Erinnerungskulturen“ zu liefern, der zusätzlichen Reiz dadurch erhält, dass (vermeintlich) gängige Geschichtsdeutungen anhand der Schulbücher exemplifiziert und verifiziert werden. Kaum verwundern mag der Befund, dass in den Lehrwerken der DDR Grenzverschiebung und Bevölkerungstransfer als friedenssichernde Maßnahmen erschienen und entsprechend verharmlost wurden. Zu sehr war der ostdeutsche Staat in die sozialistische Völkerfreundschaft eingebunden, um Unmenschlichkeiten, die Mitverantwortung der Bündnispartner oder auch nur Schwierigkeiten bei der Integration der „Umsiedler“ anzusprechen.

Im Falle der Bundesrepublik unterscheidet Benthin, hierin angeregt von Aleida Assmann, drei Phasen des kollektiven Erinnerns. Bis Ende der 50er Jahre sei der Opferstatus der Vertriebenen weitgehend akzeptiert, die eigene Rolle im Nationalsozialismus hingegen verdrängt worden. Beginnend mit der öffentlichen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit sei es dann aber inopportun geworden, über Deutsche als Opfer zu sprechen, so dass das Schicksal der Vertriebenen marginalisiert worden sei. Die politischen Veränderungen der späten 80er und 90er Jahre würden es schließlich wieder ermöglichen, von deutschen Opfern zu sprechen, ohne NS-Verbrechen zu relativieren. Vertreibung werde heute im Kontext einer geteilten europäischen Gewalterfahrung gesehen (S. 53 ff.).

Ein großes Verdienst Benthins ist es, den Inhalt deutscher Schulbücher zu dokumentieren. So erfährt man, welche unterschiedlichen und zum Teil überhöhten Angaben zur Zahl der Vertriebenen und Vertreibungsoffer durch die Unterrichtswerke irrlüchten und welcher Nonsense im Medium Schulbuch mitunter kolportiert wurde – z.B. wenn man 1954 schrieb, Albanien (!) habe durch die „Austreibung der Deutschen (...) den Zusammenhalt mit der westlichen Welt“ verloren (S. 84), oder wenn 1999 erklärt wurde, die in der Tschechoslowakei, Polen und Ungarn verbliebenen Deutschen seien 1945 (!) auf Beschluss des Alliierten Kontrollrates (!) vertrieben worden (S. 70).

Die Bemerkung, viele der vertriebenen deutschen Familien hätten „schon seit der mittelalterlichen Ostkolonisation in Ostmitteleuropa gelebt“, mag da fast noch als Stilblüte durchgehen, würde sie nicht vom Überdauern völkischer Denkmuster selbst in neuesten Publikationen (2004!) zeugen (S. 80).

Benthin beklagt, dass in deutschen Schulbüchern die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei im Gegensatz zu der aus Polen kaum berücksichtigt werde (S. 57). Auch die einzelnen Vertreibungsphasen würden nur unzureichend herausgearbeitet (S. 78). Diskussionswürdig ist ihre These, dass in den deutschen Schulbüchern vor allem die Alliierten als Initiatoren der Umsiedlungen erscheinen würden, wohingegen der Beitrag der Tschechen und Polen auf die Umsetzung der Potsdamer Beschlüsse reduziert werde (S. 64). Dabei suggerieren einige der von der Autorin selbst zitierten Texte eher das Gegenteil: Die Verantwortung habe vor allem bei Stalin und der Sowjetunion gelegen, und die westlichen Alliierten hätten dem Bevölkerungstransfer nur widerwillig und in Unkenntnis der wirklichen Lage zugestimmt, so der Tenor westdeutscher Schulbücher aus den 50er bis 80er Jahren (S. 68 f.). Bei der Auswertung der Lehrwerke vermisst man ein wenig, dass Benthin nicht über eine bloße Inhaltsanalyse hinausgegangen ist. Sich häufig wiederholende Formulierungen und Bilder hätten es nahegelegt, die Texte auch unter diskursanalytischen Gesichtspunkten zu untersuchen.

Für die Tschechoslowakei bzw. Tschechien konstatiert Benthin, dass der „Abschub“ (*odsun*) der Deutschen vor allem auf München 1938 und die Protektoratszeit zurückgeführt werde. Schon früh hätten jedoch Oppositionelle die Meinung vertreten, dass die Vertreibung zur Demontage der tschechoslowakischen Demokratie beigetragen habe und menschenrechtswidrig gewesen sei. Daneben sei jedoch heute eine „nachholende Zustimmung“ zur Vertreibung zu beobachten, die sich vor allem aus der Angst vor deutschen Restitutionsansprüchen ableite. Benthin kritisiert, dass tschechische Lehrbücher die Genese der Vertreibungspläne und ihren ideengeschichtlichen Hintergrund kaum erläutern würden. Man beschränke sich auf eine nationale Perspektive, so dass die Folgen der Vertreibung für die DDR und die Bundesrepublik keine Beachtung fänden (S. 117). Auch Evakuierung und Flucht würden kaum eine Rolle spielen, lediglich die „wilden“ Vertreibungen und die organisierte Abschiebung in Folge von Potsdam (S. 111 f.).

Hier wird deutlich, dass die von Benthin eingangs entwickelten „Analysekriterien“ im Falle Tschechiens bzw. der Tschechoslowa-

kei zu einer Verlustgeschichte führen: Die Autorin geht stillschweigend davon aus, dass die heute in der Bundesrepublik dominierende Sichtweise auf Flucht und Vertreibung, d.h. ihre Einordnung in ein europäisches „Jahrhundert der Vertreibungen“ und der „ethnischen Säuberungen“, auch von anderen Ländern geteilt werden müsse. Dass in anderen Ländern abweichende Erklärungsmuster herangezogen werden, die vielleicht genauso ihre Berechtigung haben, lässt die Autorin unberücksichtigt. Ihr Vorwurf, tschechische Schulbücher beflößigten sich einer national verengten Perspektive, ließe sich ohne Weiteres auch auf deutsche Schulbücher ausweiten, die sich ihrerseits z.B. wenig für die Integration und Neubesiedlung ehemals deutscher bzw. deutsch besiedelter Gebiete im polnischen und tschechoslowakischen Staat interessieren. Insgesamt gewinnt man den Eindruck, dass der Vergleich Tschechiens mit Deutschland asymmetrisch ist. Dass man sich in Deutschland im Kontext von Flucht und Vertreibung vor allem für Polen interessiert, ist angesichts der Zahlen – rd. 8 Millionen Vertriebene aus Polen und dem ehemaligen Ostdeutschland, rd. 3 Millionen aus der Tschechoslowakei¹ – zumindest verständlich. Und dass man tschechische Mittelstufenschüler sich nicht mit deutsch-polnischen Problemen befassen lassen möchte, kann ebenso wenig überraschen. Auf diese Weise erklärt sich auch das vermeintlich tschechische Desinteresse an Evakuierung und Flucht: Dies waren Phänomene, die für die Tschechoslowakei nur von geringer Bedeutung waren.

Stellenweise gewinnt man den Eindruck, dass Benthin Unmögliches von Schulbüchern erwartet. Wer einmal an der Erarbeitung eines Lehrwerkes beteiligt war, weiß, wie knapp die Darstellung selbst komplexer historischer Vorgänge geraten muss und wie groß die Kompromisse und Zugeständnisse sind, auf die sich Autoren einlassen müssen. „[A]ll das zur Sprache [zu bringen], was über die Vertreibung der Deutschen schlechterdings zu wissen ist“ (S. 123), ist in einem Schulbuch unmöglich. Auch der Versuch, von der Gestaltung der Schulbücher auf das Verhältnis eines Landes zu seiner Vergangenheit zu schließen, scheint überzogen. Dass man in der DDR und der Tschechoslowakei vorgefertigte „narrative Lehrwerke“ statt „diskursiver Materialsammlungen“ bevorzugte, hat mit pädagogischen Traditionen und den politischen Verhältnissen von damals zu tun, und nicht mit dem Umstand, dass „die Erwachsenengeneration (...) in

¹ Die deutschen Vertreibungsverluste. Bevölkerungsbilanzen für die deutschen Vertreibungsgebiete 1939/50, hrsg. v. Statistischen Bundesamt, Wiesbaden. Stuttgart 1958, S. 38, 45.

der DDR und der Tschechoslowakei ihres Geschichtsverständnisses gewiss“ gewesen sei (S. 124).

Benthins Resümee klingt dann auch etwas enttäuscht: Von deckungsgleichen historischen Gedächtnissen könne keine Rede sein, und nicht alle Erinnerungen seien transnational vermittelbar (S. 131 f.). Spätestens hier wird deutlich, dass sich die von der Autorin entwickelten „Analysekategorien“ nicht mit einer teleologischen Erwartungshaltung verknüpfen lassen, dass sich deutsche und tschechische Geschichtsbilder nicht automatisch aneinander angleichen. Diese Unterschiede sichtbar gemacht und gleichzeitig gezeigt zu haben, dass das Thema „Flucht und Vertreibung“ zwar phasenweise marginalisiert, keinesfalls aber tabuisiert wurde, ist zweifelsohne eine wichtige Leistung von Benthins Untersuchung.

Ingo Eser, Köln

Jens Boysen, Preußische Armee und polnische Minderheit. Royalistische Streitkräfte im Kontext der Nationalitätenfrage des 19. Jahrhunderts (1815–1914). Marburg: Verlag Herder-Institut 2008, X, 328 S. (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung. 18).

Die über 100 Jahre dauernde Teilung Polens und die Beziehungen der polnischen Bevölkerung zu den Teilungsmächten ist eine bis heute die politischen und sozialen Verhältnisse Polens stark prägende Epoche. Jens Boysens Studie analysiert mittels Auswertung einer umfassenden Auswahl von Quellen die Beziehung der preußischen Armee zu dem preußischen Teilungsgebiet Polens und seinen Bewohnern. Es ist das besondere Verdienst dieser Studie, den Leser mit aufbereiteten Statistiken und Zahlen zu Polen in der preußischen Armee zu versorgen. Die dem Buch beigelegte Garnisonskarte ist eine echte Bereicherung und veranschaulicht die von Boysen diskutierte „Verstreupolitik“ der preußischen Armee (wie auch der russischen und der österreichischen). Mittels dieser Politik versetzten die Armeen ihre Minderheits-Regimenter in andere Reichsgebiete, was zu größerer Loyalität gegenüber dem Reich beitragen und nationalen Aufständen entgegenwirken sollte. Boysens Buch beinhaltet einen Exkurs zur Minderheitenpolitik in der Habsburger und der russischen Armee, um einen sinnvollen Vergleich zur preußischen Politik zu bieten.

Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Forschungslandschaft, sowohl zur Historiografie der preußischen Armee als auch des preu-

ßischen Teilungsgebiet Polens, und bietet Historikern der jeweiligen Themenfelder gut aufbereitete Zahlen und einen breiten Überblick aufgrund einer dichten Quellenarbeit. In mancher Hinsicht mag es jedoch für einen Laien oder Neuling des Themas schwerer zugänglich sein. Die Gliederung bleibt akademisch und ist mitunter sehr kleinteilig, was den Lesefluss erschwert. Bestimmte Begriffe wie etwa „Straż“ oder „Sokoł“, die dem Polenhistoriker, aber nicht jedem Leser vertraut sein werden, hätten vielleicht eingeführt werden sollen. Dies lässt sich durch die Veröffentlichung in der Reihe „Materialien und Studien zur Ostmitteleuropaforschung“ des Herder-Instituts erklären, doch da Boysens Buch auch ein großes Potenzial für eine über Polenhistoriker hinausgehende Leserschaft hat (Preußen- und Militärhistoriker zum einen, aber angesichts des großen Interesses an Büchern zu preußischer Geschichte im Allgemeinen auch darüber hinaus), wäre zum Teil ein zugänglicherer Stil hilfreich gewesen.

Soll schließlich das Buch an dem gemessen werden, was der Autor selbst in seiner Einleitung anführt, so stellen sich vor allem zwei Fragen: zum einen nach dem behandelten Untersuchungszeitraum, zum anderen nach Gegenstand und Fragestellung. Zunächst zum Untersuchungszeitraum: Im Titel kündigt das Buch eine Untersuchung der „Royalistischen Streitkräfte im Kontext der Nationalitätenfrage des 19. Jahrhunderts (1815–1914)“ an. Die folgenden Kapitel wiederum konzentrieren sich überwiegend auf die Beziehungen zwischen preußischer Armee und Polen im Kaiserreich, mit einigen Ausweitungen bis in die 1850er Jahre. Das frühe 19. Jahrhundert wird knapp abgehandelt und nur in einigen Rückblicken wieder miteinbezogen. Auch wenn vieles aus inhaltlichen und praktischen Gründen dafür sprechen mag, die Untersuchung vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs enden zu lassen, so wäre es nach Meinung der Rezensentin gerade dieser Übergang von Friedenszeiten in den Krieg hinein gewesen, der einen besonderen Gewinn für die Studie brächte.

Während eine breite Auswahl an Publikationen zur „bewaffneten Tat“ (*czyn zbrojny*) und den Unabhängigkeitsbestrebungen (politisch wie militärisch) der Polen vorliegt, mangelt es immer noch an guten wissenschaftlichen Publikationen zur Kriegserfahrung der polnischen Minderheit in den Reihen der (nicht nur) deutschen Armee. Insbesondere mit Blick auf die hier zentrale Frage nach der Nationsbildung wäre eine Ausweitung auf den Ersten Weltkrieg und die Folgezeit sehr wünschenswert gewesen, wie der Autor selbst zum Ausdruck bringt, wenn er in der Einleitung sagt, dass „die ersten Überlegungen, die zu der vorliegenden Arbeit führten, (...) der Frage nach den Ursachen

und Umständen des am 27. Dezember 1918 begonnenen Großpolnischen (Posener) Aufstands [galten...]“ (S. 1).

Dies leitet über zur Diskussion von Boysens Gegenstand und Fragestellung. Laut eigener Aussage in der Einleitung will Boysen einen Beitrag zur „so genannten neuen Militärgeschichte (...) unter primär sozialgeschichtlicher, aber auch ideen- und kulturgeschichtlicher Perspektive“ leisten und das „Verhältnis zwischen Armee und Zivilgesellschaft“ (S. 6) untersuchen. Der Untersuchung Boysens wäre daher zum Teil eine größere Einbeziehung von Ego-Dokumenten und Quellen bezüglich der Zivilbevölkerung oder der polnischen Soldaten in der preußischen Armee zu wünschen gewesen. Es fehlt der Untersuchung häufig die in der neuen Militärgeschichte angepriesene „Stimme von unten“. Dies tut der Qualität der Studie keinerlei Abbruch. Boysen bietet einen exzellenten Überblick über jegliche Entscheidungen und Politik der preußischen Armee gegenüber der polnischen Minderheit in ihren Reihen, ihrer Rekrutierungs- und Mobilisierungspolitik, Planungen von Infrastruktur (Eisenbahn) und *social engineering* (worunter sowohl die Kontrolle von polnischen Wehrpflichtigen als Saisonarbeiter als auch die Verstreuungspolitik zur Stärkung der Identifikation mit dem Reich gefasst werden könnte). Durch den Mangel an polnischen Ego-Dokumenten und das starke preußische Gewicht handelt es sich daher bei Boysens Studie beinahe eher um preußische Geschichte als um polnische. Es ist sein Verdienst, preußische Militärgeschichte als eine polnische Geschichte zu schreiben und damit der eindeutigen Verflechtung gerecht zu werden. Die von ihm untersuchte Nationsbildung ist mindestens so sehr die deutsche Nationsbildung in Abgrenzung zu ihren Minderheiten wie die polnische, nur hätte erstere auch mehr thematisiert werden sollen.

Diese Kritik tut jedoch den Verdiensten von Boysens Buch keinen Abbruch, und es wird bei Historikern des preußischen Polen, der preußischen Armee und deutscher sowie polnischer Nationsbildung auf großes Interesse stoßen.

Julia Eichenberg, Dublin

The Cambridge History of Russia. Vol. 3: The Twentieth Century, hrsg. v. Ronald Grigor Suny. Cambridge: Cambridge University Press 2008, 842 S.

Da der Verlag sich nicht imstande sah, dem Rezensenten alle drei Bände der „Cambridge History of Russia“ zu überlassen, bleiben in

dieser Besprechung Bezüge zu den vorangegangenen Bänden unkommentiert. Festzustellen bleibt, dass der anzuzeigende, mit 730 Seiten Text gewichtige Band sein Thema, das ganze 20. Jahrhundert, ernst nimmt. Weder setzt die Darstellung mit dem Oktober 1917 ein noch hört sie im Dezember 1991 auf. Auch wenn Ersteres Überschneidungen mit Bd. 2 der Reihe nach sich zieht, nimmt man dies gern in Kauf. Es war eine weise Entscheidung, die klassischen Zäsuren der sowjetischen Geschichte, die Revolutionen von 1917 und den Augustputsch von 1991, in dieser Form zu kontextualisieren. Auch ist es gerade für ein studentisches Zielpublikum bequem, nicht nur ein chronologisches Narrativ vorgesetzt zu bekommen (Part I: „Russia and the Soviet Union: The Story Through Time“), sondern auch thematisch ausgerichtete Artikel (Part II: „Russia and the Soviet Union: Themes and Trends“). Dass der Band mit einer pointierten Forschungsgeschichte vor allem der angloamerikanischen Tradition aus der Feder des Herausgebers einsetzt, erhöht seinen Wert zusätzlich. Sie bildet den ideologiekritischen Rahmen dessen, was auf den folgenden Seiten präsentiert wird.

Allerdings, und das sei bereits zu Beginn beklagt, beschränkt sich der Referenzrahmen nicht nur von Sunys konzisem Beitrag, sondern des gesamten Bandes auf die englischsprachige Forschungslandschaft. Die Aufnahme von Oleg Chlevnjuk als Koautor des Beitrags über „Stalin and his circle“ als einzigen Autoren aus Russland zeigt zudem, welche Rolle selbst der russischsprachigen Forschung in diesem Projekt zukommt. So beschränkt sich auch der Anmerkungsapparat meist auf englischsprachige Literatur. Nicht einmal Manfred Hildermeiers Gesamtdarstellung sowjetischer Geschichte aus dem Jahr 1998 findet Beachtung. Malte Rolf hat bereits darauf hingewiesen,¹ wie peinlich es ist, dass hier die gesamte deutschsprachige Literatur zum Zweiten Weltkrieg auf sowjetischem Boden komplett übergangen wird („Patriotic War, 1941–1945“, John Barber u. Mark Harrison). Es mutet nahezu unfassbar an, dass Alexander Dallins Arbeit, die zuerst 1957 erschien, hier weiterhin als Grundlage gilt. So ist es auch kein Wunder, dass das Thema „Holocaust“ auf sowjetischem Boden von Barber und Harrison gerade einmal statistisch abgehakt wird (S. 226). Es bleibt der merkwürdige Eindruck, dass die Phase der deutschen Besetzung nicht zum Themenkreis ei-

¹ Siehe die Rezension von Malte Rolf zu den drei Bänden der Cambridge History of Russia in: Neue politische Literatur 51 (2007), S. 393-402.

ner „History of Russia“ gehört. Hier hat der vorliegende Band einen gravierenden „weißen Fleck“.

Wie ist ein solches Großunternehmen zu bewerten? Nehmen wir für diese Rezension in einer „Zeitschrift für Regionalgeschichte“ den Herausgeber beim Wort, der erklärt, er sei überzeugt, dass die Geschichte Russlands unvollständig wäre „without the accompanying and contributing histories of the non-Russian peoples“ des zarischen bzw. sowjetischen Imperiums (S. 4). Um diesem Anspruch gerecht zu werden, wurden Texte aufgenommen, die einen expliziten Schwerpunkt in den imperialen Peripherien oder den nicht-russischen Gebieten des Reiches haben. So sehr dies im Prinzip zu begrüßen ist, bleibt bei vielen anderen Beiträgen doch der Eindruck, dass die jeweiligen Autoren in den nicht-russischen historischen Erfahrungen weniger versiert sind, wenn sie sie überhaupt zur Kenntnis nehmen. Freilich spielt das Sprachenproblem auch in diesem Kontext eine Rolle. Wer nur englisch- bzw. russischsprachige Literatur einbezieht, wird sich nie ein adäquates Bild der nicht-russischen Lebenswelten der Sowjetunion machen können. Gerade in Bezug auf die Region der ehemaligen Ostseeprovinzen des Russländischen Reiches und der litauischen Gebiete ergibt sich ein eher gemischter Eindruck. Sie treten eigentlich nur in Bezug auf ihre Annexion durch die UdSSR (ausführlich geschildert bei Jonathan Haslan, „Comintern and Soviet foreign policy, 1919–1941“) und die Jahre der Perestrojka hervor.

Nun wird man von einer „History of Russia“ im Grunde nicht verlangen wollen, den Geschicken Estlands, Lettlands und Litauens in der Zwischenkriegszeit nachzugehen. Allerdings findet sich tatsächlich in einem noch näher zu betrachtenden Artikel von Serhy Yekelchuk ein kurzer Abschnitt hierzu (S. 532 f.). Verwundert ist man demgegenüber jedoch, wenn ihre Sezession in Krieg, Revolution und Bürgerkrieg 1917–1920 auch nur in diesem gleichsam externen Text Yekelchuks näher erläutert wird. Ja, der unvorbereitete Leser wird sogar einigermaßen irritiert. In dem ansonsten sehr anregenden Beitrag von Mark D. Steinberg zu „Russia’s *fin de siècle*, 1900–1914“ findet sich nichts zu den gerade in dieser Zeit aufblühenden Nationalkulturen der drei Völker, und das kurze Stichwort vom aufkommenden Nationsverständnis verschiedener Ethnien der imperialen Peripherie tut dem Verständnis des Prozesses keinen Gefallen, wenn Esten, Letten und Litauer unter dem anachronistischen Begriff „Balts“ zusammengefasst werden (S. 91). Oder meinte der Verfasser doch die deutschen „Balts“?

Auch Donald J. Raleigh, der sich vor allem mit dem Bürgerkrieg

in Saratov auskennt, liegt falsch, wenn er behauptet, die neuen unabhängigen Staaten an der Ostsee hätten sich gegen die Rote Armee und „local socialists“ zur Wehr setzen müssen (S. 150). Letztere waren im Gegensatz zu den einheimischen Bolschewiki spätestens Anfang 1918 auf den nationalen Kurs umgeschwenkt und stellten zumindest in Estland die Regierung, die den „Freiheitskrieg“ gegen die Rote Armee führte. Und wenn Esther Kingston-Mann schreibt, 1941 sei das europäische Russland von Nazi-Truppen überrannt worden, wobei „enthusiasts from the Baltic states“ ihnen geholfen hätten, gehört das schon in das Kuriositätenkabinett historischer Analyse (S. 426). Oder schränkt die Autorin den geografischen Begriff „European Russia“ auf das Gebiet der baltischen Staaten ein? Hier muss Jeremy Smith aushelfen und seiner Kollegin erklären, was eigentlich in den Jahren 1939–1941 in der Region geschehen ist (S. 505 f.). Nun ist aber Smith auch derjenige, der in seinem Artikel „Non-Russians in the Soviet Union and after“ die im Vorwort von Suny gestellte Aufgabe der Berücksichtigung der multiethnischen Zusammensetzung der Union einlösen darf. So kenntnisreich Smith sich diesem Thema auch widmet, bleiben bei seinem Beitrag zwangsläufig wiederum die Russen außen vor. So verdienstvoll Sunys Bekenntnis in der Einleitung auch anmutet, einlösen konnte sein Team diesen Anspruch nur sehr bedingt. Von einer integrierten, sozusagen transethnischen Geschichte der Sowjetunion sind wir nach dem Stand der „Cambridge History of Russia“ noch weit entfernt.

Der Anteil, der in diesem Kompendium neueren Fragestellungen kulturgeschichtlicher Art gewidmet wird, ist marginal. Es fehlt an einer Analyse des Komplexes „Ethnizität“ im Alltagsleben der Sowjetbürger abgesehen von den notwendigen, aber kaum hinreichenden Diskussionen über die Eigenschaften und politischen Implikationen der These vom „Sowjetvolk“. Gerade auch im Hinblick auf die baltische Region hätte man deren seit den 1960er Jahren wachsender Attraktivität in den Augen vor allem der Moskauer und Leningrader Intelligenz nachgehen können, d.h. der Geschichte des „eigenen Westens“, die mit so illustren Namen der sowjetischen Kulturgeschichte wie Vasilij Aksënov und Sergej Dovlatov verbunden ist.² Während Letzterer nicht einmal Erwähnung findet, war es Aksënov, der mit

² Als Einstieg in das Thema siehe „Tallinskij tekst“ v russkoj kul'ture. Sbornik v čest' prof. I.Z. Belobrovcevoj – k 60-letiju so dnja roždenija [Der „Tallinner Text“ in der russischen Kultur. Sammelband zu Ehren von Prof. I.Z. Belobroceva zum 60. Geburtstag], hrsg. v. Sergej Docenko. Tallinn 2006 (Baltijskij archiv. Russkaja kul'tura v Pribaltike. 11).

seiner Vorliebe für westliche Musik anekdote, der aber auch die Bedeutung hervorhob, als auf dem Jazzfestival „Tallinn-67“ erstmals auf sowjetischem Boden mit dem „American Jazz Quartett“ unter der Leitung von Charles Lloyd (u.a. mit Keith Jarrett) eine US-Band auftrat.³ Im russischen Kontext finden wir zwar die Namen der stalinistischen Popstars Leonid Utěsov oder Isaak Dunaevskij erwähnt, doch sucht man nach ihren „Nachfolgern“ aus der Zeit der Perestrojka, Viktor Coi und Boris Grebenščikov, vergeblich. Überhaupt hätte man nach Stand der Forschung durchaus ein spezielles Kapitel zum Thema „Jugend“ erwarten können.

Jeremy Smith leitet in seinem breit angelegten Beitrag in ein Thema ein, bei dem der baltische Anteil an der sowjetischen Geschichte deutlich herausgestrichen und bei dem auch der Facettenreichtum des Kremlreiches gut ausgeleuchtet wird: die Perestrojka und der Untergang der UdSSR. Smith streicht heraus, dass gerade an der Ostsee Umweltschutzthemen und Fragen der eigenen Geschichte rasch nationale Massenbewegungen motivierten. Zumindest zu Beginn seien diese auch von Gorbačëv begrüßt worden, da dieser hoffte, sie gegen die jeweiligen reformfeindlichen Republikführungen nutzen und die ökonomisch bestens entwickelte Region zu einem Experimentierfeld für unionsweite Reformen machen zu können (S. 514 f.). Aber auch Smith irrt, wenn er behauptet, Estland und Lettland wären ihrem südlichen Nachbarn Litauen gefolgt, nachdem am 11. März 1990 in Vilnius die Unabhängigkeit verkündet worden war (S. 515). Tallinn und Riga erklärten demgegenüber am 30. März und 4. Mai, sich in einer „Übergangsphase“ zur vollständigen Unabhängigkeit zu befinden. Manchmal sind Details eben doch wesentlich, denn so ließen sie Litauen zunächst allein, das sich dann der Wirtschaftsblockade seitens Moskaus erwehren musste.

Der oben bereits angesprochene Beitrag von Yekelchyk („The western republics: Ukraine, Belarus, Moldova and the Baltics“) bietet einen zuverlässigen, wenn auch höchst kursorischen Überblick über die Geschichte der Territorien zwischen Ostsee und Schwarzem Meer im „kurzen“ 20. Jahrhundert. Wie bei Smith sind nur Kleinigkeiten zu bemängeln: Die Estnische Provisorische Regierung wurde 1918/19 offen von Finnland und der Entente (Großbritannien) unterstützt, und nicht „covertly“ (S. 526). Der Putsch von Kārlis Ulmanis ereig-

³ Vasilij Aksěnov, Prostatk v mire džasa ili ballada o tridcadi begemotach [Ein Einfaltspinsel in der Welt des Jazz oder Ballade von den dreißig Flusspferden], in: Junost' (1967), H. 8, S. 94-99.

nete sich nicht am „16 March 1934“, sondern am 15. Mai (S. 533). Davon abgesehen ist dieser Text wirklich eine Bereicherung des Bandes, da schlicht aus einer anderen Perspektive auf Entwicklungen eingegangen wird, die sonst meist aus der Kremlbrille geschildert werden.

So bleibt als Fazit, dass der dritte Band der „Cambridge History of Russia“ bei all den zum Teil hervorragenden Beiträgen zur explizit russischen Geschichte – Mark von Hagens konzise Zusammenfassung zum Ersten Weltkrieg, Alan Balls instruktiver Abschnitt zur NEP-Zeit, Peter Gatrells spannend zu lesender Überblick über „Russia’s age of economic extremes“, David Holloways interessanter Beitrag zu „Science, technology and modernity“, James van Gelderns mit vielen Beispielen angereicherter Artikel zur kulturellen Entwicklung von 1900 bis 1945 oder Ted Hopfs klug gegliederter Aufriss der sowjetischen/russischen Nachkriegsaußenpolitik (um nur einige der 25 Beiträge zu nennen) – der nicht-russische Anteil an diesem 20. Jahrhundert bei allem Bemühen doch weiterhin seltsam ausgelagert wirkt. Allerdings wird man dies dem Herausgeber und seinen Autoren und 3 (!) Autorinnen nicht ernsthaft vorwerfen können, denn der Band deckt sich in diesem Defizit mit der aktuellen Forschungslandschaft, die doch sehr fragmentiert ist. So wie die „Zentrumsforscher“ eher selten Entwicklungen an der Peripherie wahrnehmen, isolieren sich die nationalen Historiografen in den Nachfolgestaaten der UdSSR zum Teil selbst von der einstmals offiziell so gepriesenen geteilten Vergangenheit. Vielleicht kann eine jüngere Generation, von der allerdings erhebliche Sprachkenntnisse erwartet werden müssen, diese Kluft überwinden.

Karsten Brüggemann, Tallinn

Europäische Dimensionen deutschbaltischer Literatur, hrsg. v. Frank-Lothar Kroll. Berlin: Duncker & Humblot 2005, 252 S. (Literarische Landschaften. 6).

Der Herausgeber hat sich – bis vor kurzem auch als langjähriger Vorsitzender der Werner-Bergengruen-Gesellschaft – in mehrfacher Hinsicht durch eigene Studien, Leitung von Tagungen und die Veröffentlichung von Sammelwerken um die Verbreitung der Kenntnisse über die deutsche Literatur im östlichen Europa überaus verdient gemacht. Dabei findet sich vor allem in der von ihm seit dem Jahre 2000 im Auftrag der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen herausgege-

benen Reihe „Literarische Landschaften“ eine Reihe weiterführender, durchaus auch kontroverser Beiträge gerade zur deutschbaltischen Literatur.¹ Besonders zu nennen ist in diesem Zusammenhang vor allem die kommentierte Dokumentation von Werner Bergengruens Tagebuchaufzeichnungen zum Dritten Reich,² welche die Grundlage für drei Beiträge dieses vorliegenden Bandes bilden.

Dieser ging aus einer literarischen Fachtagung im Jahre 1999 hervor und wird eingeleitet durch ein Grußwort des damaligen lettischen Botschafters Andris Teikmanis, der darin betont, dass es in den Jahrhunderte langen wechselseitigen Beziehungen „nicht nur Sonnenseiten“ gab, es nun aber darauf ankomme, vielmehr „gemeinsame europäische Ideale“ zu betonen, die „im kulturellen und vor allem literarischen Bereich“ lägen (S. 11). Der damit hergestellte Bezug zum Tagungsthema erweist sich in der Publikation nun als eine eher problematische Angelegenheit. Denn die „europäischen Dimensionen deutschbaltischer Literatur“ werden in den einzelnen Beiträgen nur teilweise thematisiert, so lesenswert und erkenntnisreich diese auch in vieler Hinsicht sind. Schon die Gliederung in sechs Abschnitte ist nicht hinreichend stringent auf das Gesamtthema bezogen: Lässt sich bei der Analyse deutschbaltischer Autoren im Dritten Reich – Vege-sack, Bergengruen – dieser Bezug nur schwer erkennen (es sei denn, ihre Anerkennung in Europa gelte als „europäische Dimension“), so fallen die beiden letzten Abschnitte „Ausblicke“ und „Erinnerungen“ ganz aus dem vorgesteckten thematischen Rahmen, denn „Litauen als literarische Provinz“ hat mit deutschbaltischer Literatur rein gar nichts mehr zu tun, und die Erinnerungen des bekannten Journalisten Bernd Nielsen-Stokkeby über „Eine Jugend in Estland“ sind wohl als aussagekräftige Quelle zu lesen, stellen aber keine wissenschaftliche Abhandlung wie die übrigen Beiträge dar.

In seinem Vorwort verweist der Herausgeber zu Recht auf den wichtigen Aspekt der Kulturvermittlung als „Leitmotiv für die bewegte Geschichte“ der baltischen Region, in der vor allem auch der Litera-

¹ Neben dem ersten Sammelband: Wort und Dichtung als Zufluchtsstätte in schwerer Zeit, hrsg. v. Frank-Lothar Kroll. Berlin 1996 vgl. besonders: Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik, hrsg. v. dems. Berlin 2000 (Literarische Landschaften. 3) sowie: Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich, hrsg. v. dems. Berlin 2003 (Literarische Landschaften. 5).

² Werner Bergengruen, Schriftstellereexistenz in der Diktatur. Aufzeichnungen und Reflexionen zu Politik, Geschichte und Kultur 1940–1963, hrsg. v. Frank-Lothar Kroll, N. Luise Hackelsberger u. Sylvia Taschka. München 2005 (Biographische Quellen zur Zeitgeschichte. 22).

tur deutschbaltischer Autorinnen und Autoren eine Brückenfunktion besonderer Art zukam. Denn viele von ihnen verstanden sich durchaus als Vermittler zwischen den einzelnen Kultur- und Sprachräumen. Zum allgemein-historischen Verständnis gibt Otto-Heinrich Elias mit seinem einführenden Beitrag über „Der baltische Raum als europäische Geschichts- und Kulturlandschaft. Politische Voraussetzungen und geistige Traditionen“ (S. 15-30) einen konzisen Überblick über die Entwicklungsstränge der baltischen Geschichte, der mit seiner pointierten Kennzeichnung der wichtigsten Ereignisabläufe und Hintergründe zu dem Besten gehört, was in dieser knappen Form in letzter Zeit hierzu geschrieben worden ist. Ob allerdings die – von Elias referierte – Auffassung, die weitgehende kulturelle Autonomie sei der Grund für die mangelnde Annäherung der Ethnien gewesen, in dieser Form aufrechterhalten werden kann, darf bezweifelt werden – schuf sie doch vielmehr die Grundlage für Loyalität und innerstaatliche Kooperation der nach 1918 im Lande bleibenden Deutschbalten.

Hauptstränge deutschbaltischer Literaturgeschichte werden anschließend von Heinrich Bosse in seinem Beitrag über „Die deutschbaltische Literatur im 18. Jahrhundert. Europäische Verflechtungen und regionale Eigenart“ (S. 33-49) behandelt, der Geselligkeit und Öffentlichkeit als Voraussetzungen für ein literarisches Leben betont und eingehend die Wirksamkeit mehrerer – durchaus ‚europäische Dimensionen‘ aufweisender – Persönlichkeiten darstellt. Neben Johann Friedrich Hartknoch und Johann Gotthelf Lindner gelten dabei gesonderte Abschnitte Johann Gottfried Herder als „Der Fremde, der kommt und geht“, Jakob Michael Reinhold Lenz als „Das Landeskind, das geht“, August von Kotzebue als „Der Fremde, der ansässig wird“ sowie Casimir Ulrich Boehlendorff als „Das Landeskind, das geht und kommt“, womit das „Unterwegssein“ der schöngeistigen Autoren des 18. Jahrhunderts als Merkmal des „großen nordostdeutschen Kommunikationsraum[s]“ (S. 40) typisiert wird.

Das hier für das 18. Jahrhundert behandelte Wechselverhältnis von Regionalem und gesamteuropäischen Verflechtungen tritt thematisch im Titel des Beitrags von Armin von Ungern-Sternberg hervor: „Europäische Dimension oder regionale Eigenart? Überlegungen zu einem Begriffsfeld mit Blick auf die deutsche Literatur des Baltikums im 19. Jahrhundert“ (S. 51-69). Als einziger Autor dieses Bandes erörtert er facettenreich, was unter diesen beiden Begriffen denn eigentlich verstanden werden könnte. Insofern bemüht sich der Verfasser um eine Begriffsbestimmung der baltischen Literatur des 19. Jahrhunderts, wobei er sich auf sein jüngstes monumentales Werk über

„Erzählregionen“³ ebenso stützt wie auf Gero von Wilperts Thesen zur baltischen Literatur.⁴ Zu ihren Besonderheiten gehört auch in dieser Epoche der bereits im Beitrag von Heinrich Bosse angesprochene permanente Zuzug und Weggang deutschbaltischer Schriftsteller, von denen so mancher anderen Literaturszenen mit größerem Recht zuzuschlagen sei als seiner nordosteuropäischen Heimat oder zeitweisen Arbeitsstätte, sowie „ungelittener Außenseiter“, die den deutschbaltischen „historisch-utopischen Gesellschaftsentwurf subtil unterlaufen oder ihn gar offen in Frage stellen“ (S. 60).

In Abwägung mehrerer Ansätze, baltische Literatur zu charakterisieren, würdigt Armin von Ungern-Sternberg schließlich die Romane von Johanna Conradi wegen ihres realistischen Blicks auf die Provinzialverhältnisse und das Werk von Theodor Hermann Pantenius, in seinen Augen der „größte baltische Romancier des 19. Jahrhunderts (...), dessen kritische Romane Glanzstücke baltischer Literatur bleiben.“ (S. 58 f.) Die europäische Dimension bestehe hier in der Adaption englischer und französischer Romanliteratur. In diesem Zusammenhang wirft der Verfasser den bemerkenswerten Gedanken auf, die baltische Literaturgeschichte mit der Entwicklung der russischen Literatur zu vergleichen, wobei sich in manchem engere Parallelen ergeben könnten als gegenüber der deutschen Literaturgeschichte. Allerdings verlaufe die Entwicklung baltischer Literaturdenkmäler der letzten drei Jahrhunderte der deutschen in vielem parallel, häufiger noch phasenverschoben und in „Hybridbildungen“ (S. 64). Auch hinsichtlich der für eine „europäische Dimension“ relevanten Frage, inwieweit Europa überhaupt zum Thema werde, konstatiert Ungern-Sternberg, dass – abgesehen von Hermann Graf Keyserlings „Spektrum Europa“ – im 19. Jahrhundert „keine baltische Utopie Europas, keine Philosophie europäischer Kulturleistungen“ zu verzeichnen seien; der baltischen Literatur werde Europa „weder als abstraktes Thema noch stofflich interessant“ (S. 65 f).

³ Armin von Ungern-Sternberg, „Erzählregionen“. Überlegungen zu literarischen Räumen mit Blick auf die deutsche Literatur des Baltikums, das Baltikum und die deutsche Literatur. Bielefeld 2003.

⁴ Diese lange nur als Typoskript kursierenden, zum Teil bewusst provozierenden Thesen beruhen auf einem Vortrag vom 23.9.1979 auf dem Schirren-Tag in Lüneburg und wurden inzwischen veröffentlicht. Gero von Wilpert: Baltische Literatur. Thesen und Hypothesen, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums 52: 2005 (2004), S. 115-131, vgl. auch die Gegenthesen von Heinrich Bosse [sen.], Betrachtungen zur Deutsch-baltischen Literatur in kritischer Sichtung einiger Thesen von Prof. Gero von Wilpert vom 23. September 1979 in Lüneburg, in: Ebenda, S. 132-143; jüngst Gero von Wilpert, Einige Thesen zur baltischen Literatur, in: Ders., Deutschbaltische Literaturgeschichte. München 2005, S. 12-29.

Im dritten, mit „Autoren des 20. Jahrhunderts“ überschriebenen Abschnitt behandelt zunächst Burkhard Bittrich „Eduard Graf Keyserling. Ein baltischer ‚homme de lettres‘ von europäischem Rang“ (S. 73-91) und geht dessen stilistischen Verbindungen mit Hermann Bang und Ivan Turgenev nach, zwischen denen er gar eine „bedenkenswerte russisch-baltisch-dänische literarische Dreieinigkeit“ zu erkennen meint. Bittrichs unter mehreren Aspekten durchgeführte Analyse des Gesamtwerks erfolgte vor den detaillierten Beiträgen der umfassenden Keyserling-Tagung des Jahres 2003 in Tartu (Dorpat), die in mancher Hinsicht weiterführende Ergebnisse erbracht haben, in die sich dieser Artikel aber ergänzend einordnen lässt.⁵

Die beiden folgenden Beiträge gelten der Verortung zweier bekannter deutschbaltischer Autoren im nationalsozialistischen Literaturbetrieb. Günter Scholdt weist in seinem Artikel „Siegfried von Vegesack. Ein Deutschbalte im Dritten Reich“ (S. 93-132) durch intensive Werkanalyse überzeugend nach, wie auch Vegesack jene für viele auslandsdeutsche Intellektuelle charakteristische „Ambivalenz von Widerspruch und Loyalität“ verkörperte (S. 93). Wenn auch von einer „weitgehenden Vertreibung“ der Deutschen aus dem Baltikum im Jahre 1919 so nicht gesprochen werden kann (S. 94), gelingt es Scholdt mit einer ausführlichen Interpretation der Romantrilogie „Die baltische Tragödie“, Vegesacks „konsequent perspektivische bzw. diskursive Darstellungsweise“ (S. 115) ebenso nachzuweisen wie dessen Ablehnung von Nationalklischees, die scharfen Attacken gegen jede Art von Despotismus und die „tendenziell pazifistisch[e]“ Grundeinstellung (S. 194). Im Zusammenhang seiner mit allzu ausführlichen Textzitatena belegten Interpretation des Leitmotivs der „Gläsernen Wand“ (S. 96-99), welche Deutschbalten und Letten hermetisch voneinander trennt, wäre ein Hinweis auf Heinrich Bosses Analyse dieses Symbols angebracht gewesen.⁶ Scholdt weist Vegesacks „zunehmend perfektionierte Fähigkeit zur Anspielung und Tarnung“ (S. 121) aber auch anhand weiterer Werke nach und bezieht damit eindeutig Position innerhalb jener Kontroverse, die in der jüngeren Forschungsliteratur über die Bedeutung jener ‚verdeckten Schreibweise‘ entstand, zu der

⁵ Baltisches Welterlebnis. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Alexander, Eduard und Hermann Graf Keyserling. Beiträge eines internationalen Symposiums in Tartu vom 19. bis 21. September 2003., hrsg. v. Michael Schwidtal u. Jaan Undusk unter Mitwirkung v. Liina Lukas. Heidelberg 2007; hier Teil II: Eduard von Keyserling, S. 159-318; vgl. die Rezension im vorliegenden Band, S. 259-266.

⁶ Heinrich Bosse [sen.], Die gläserne Wand. Der lettische Mensch in der deutsch-baltischen Literatur, in: *Journal of Baltic Studies* 17 (1986), S. 329-349.

eben auch die von Vegesack vielfach angewandte ‚Technik perspektivischer Urteile‘ gehört. Während sich für Boris Röhl der dem Leser damit angebotene „Mittelweg“ zwischen „Extrempositionen (...) keineswegs mit unserem heutigen Verständnis von Demokratie und Humanität“⁷ deckt, sieht Scholdt darin gerade die erfolgreiche Methode, „ein beachtliches Quantum an gegenwartsbezogener ideeller Konterbande einzuschmuggeln“ (S. 112). So gelingt es ihm, seinen programmatischen Einleitungssatz zu verifizieren: „Nein, ein Nationalsozialist war Siegfried von Vegesack gewiß nicht, obwohl auch er zu Hitlers 50. Geburtstag ein ‚Führer‘-Gedicht anfertigte, der *Völkische Beobachter* seine *Baltische Tragödie* empfahl oder die Heerespropaganda im Rußlandfeldzug sich seiner bediente.“ (S. 93)

Mit seinem Beitrag über „Auseinandersetzungen um Diktatur und Emigration. Frank Thiess im Romanwerk und im öffentlichen Disput“ (S. 133-152) nimmt Louis Ferdinand Helbig in Umrissen eine Neubetrachtung der sog. „großen Kontroverse“ nach 1945 über die „Innere Emigration“ vor (S. 134-140), und zwar anhand der Romane „Der Leibhaftige“ (1933), „Tsushima“ (1936) sowie „Das Reich der Dämonen“ (1941), und bewertet die Freundschaft zwischen Thiess und Hermann Broch neu, dem einzigen Kollegen unter den Exilautoren, der von seiner „Lauterkeit und Unbescholtenheit überzeugt“ gewesen sei (S. 152). Durch das Verbot mehrerer seiner Bücher habe sich Thiess durchaus als Opfer der NS-Kulturpolitik verstehen dürfen (S. 138), und auch er habe die Technik der historischen Camouflage angewandt, vor allem im „Reich der Dämonen“, dessen „Vielzahl von mehrdeutigen Inhalts- und Handlungsstücken (...) einen erheblichen Grad an Oppositionsgeist“ offenbare (S. 146). Das Werk erfülle damit die Merkmale eines „Geschichtswerkes des Widerstandes“ (S. 148). Helbigs abschließende Forderung, die Auseinandersetzung über die Bedeutung von Frank Thiess nicht nur im Kontext der Inneren Emigration, sondern als „einem der bedeutendsten *postbaltischen* Autoren“ auch für sein Gesamtwerk zu forcieren (S. 152), wird gegenwärtig durchaus nachgekommen.⁸

⁷ Boris Röhl, Die revidierte Moderne. Siegfried von Vegesack – Das gescheiterte Experiment einer „neuen Heimatliteratur“ im Dritten Reich, in: Die totalitäre Erfahrung (wie Anm. 1), S. 86; vgl. jüngst auch Michael Garleff, Zwischen Distanz und Anpassung. Deutschbaltische Autoren im Dritten Reich, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums online 1 (2009), S. 77-95, hier S. 87-94.

⁸ Vgl. die jüngsten kontroversen Beiträge von Norbert Angermann, Frank Thiess und der Nationalsozialismus, in: Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich, hrsg. v. Michael Garleff. Bd. 2, Köln (u.a.) 2008 (Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart. 1/II), S. 245-262, sowie Frank von Auer, Thomas Mann und die baltischen „Ofenhocker

Der vierte Teil über „Werner Bergengruen – Werk und Wirkung“ befasst sich mit literaturwissenschaftlichen Fragestellungen sowie mit dem Quellenmaterial seiner autobiografischen Notizen. Jutta Radzewski-Helbig untersucht „Literarische Wirkungen des Phantastischen. Beiträge zu einer Sonderform deutschbaltischer Dichtung im 20. Jahrhundert am Beispiel Werner Bergengruens“ (S. 155-174). Im Vergleich mit E.T.A. Hoffmann zeigt sich dieser nahezu als Vorbild bis hin zu Übernahmen von Sprachgesten und Begriffen durch Bergengruen, dessen phantastische Geschichten nicht etwa nur spannende Unterhaltung des Lesers zum Ziel hätten, sondern vor allem der Darstellung und Offenbarung allgemein-gesellschaftlicher und individuell-seelischer Tabus dienten (S. 163). Mit einer zwischen Ernst und Spott schillernden Sprache gelinge es ihm, „das Alltägliche ins Phantastische zu entrücken und das Phantastische als Wirklichkeit auszugeben“ (S. 164). Wie bei den Romantikern „berühren und durchdringen sich (...) Bergengruens phantastische und religiöse Werke“ in der Grundüberzeugung, dass das Phantastische letztlich nur eine besondere Ausprägungsform des Religiösen und Unbegreiflichen sei (S. 174).

Frank-Lothar Kroll analysiert „Werner Bergengruens Tagebuchaufzeichnungen zum Dritten Reich“ (S. 175-189) aus den Jahren 1940 bis 1963 vor dem Hintergrund einer breiten Literaturbasis und beschreibt das nunmehr in einer wissenschaftlichen Edition vorliegende „Compendium Bergengruenianum“⁹ als ein innerdeutsches Pendant zum Exilautor Zuckmayer (S. 179). Im Unterschied zu anderen literarischen Tagebüchern jener Zeit aber vermerke Bergengruen in seinen Aufzeichnungen kaum jemals den Niederschlag konkreter politischer Tagesereignisse; die Tagebücher vermittelten aber mit ihrer „Fülle prägnant formulierter Aphorismen, Sentenzen und Einsichten ein essayistisches Zeitpanorama von hohen Graden.“ (S. 188)

Unter anderen Perspektiven befassen sich mit diesen Aufzeichnungen auch Bergengruens Töchter N. Luise Hackelsberger und Maria Schütze, erstere in ihrem Beitrag „Freiraum Schreibtisch. Gedanken und Erinnerungen Werner Bergengruens“ (S. 191-195), letztere mit dem Artikel „Paradoxie der Welt. Anmerkungen zu Werner Bergengruens nachgelassenen Aufzeichnungen“ (S. 197-205). Luise Hackelsberger verweist ebenfalls auf die Ausklammerung alltäglicher Bedrängnisse und politischer Tagesereignisse: „Bergengruen versuchte zu

des Unglücks“. Frank Thiess und Werner Bergengruen in der Kontroverse um Emigration, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums 57: 2010 (2009), S. 137-159.

⁹ Wie Anm. 2.

überdauern und im totalitären Staat ein Leben zwischen Distanz und eben noch notwendiger Anpassung zu führen.“ (S. 194) Als „Emigrierter im doppelten Sinne“ sei er ein „Nichtzeitgemäßer“ gewesen, „schreibend auf der Suche nach einer Gegenwelt“ (S. 195). Maria Schütze wiederum betont die auffallende „kontrapunktische Diktion“ in den Tagebüchern, mit der er auf die Antinomien und Paradoxien der Welt aufmerksam machte. „Gegensätzliche Strukturen und deren Zusammenfinden in der Höhe treten (...) wie eine Signatur seiner Persönlichkeit, seines Denkens, Glaubens und Schreibens immer klarer hervor“ und ließen sich auch im Bau der Romane finden (S. 205).

Unter der nicht nachvollziehbaren Überschrift „Ausblicke“ folgt ein Beitrag von Maximilian Rankl über „Litauen als literarische Provinz“ (S. 209-224) mit komprimierten Ausführungen zu einer Reihe wichtiger Aspekte wie die Vermittlungsfunktion aus „Preußisch-Litthauen“, litauische Selbstbilder im Zusammenhang moderner Imagologie- und Stereotypenforschung sowie divergierende Normsysteme u.a. in religiösen Vorstellungen, im Bild der Frau oder dem Imagotyp eines Naturvolkes (Litauer als die ‚Rothäute Europas‘).

Wünschenswert wäre es gewesen, den komparatistischen Ansatz einschließlich der interkulturellen Überschneidungen auch auf die titelgebende deutschbaltische Literatur auszuweiten – so aber steht dieser Beitrag noch stärker isoliert in einem Sammelband über „Europäische Dimensionen deutschbaltischer Literatur“ als der abschließende Erlebnisbericht von Bernd Nielsen-Stokkeby über „Eine Jugend in Estland“ (S. 227-252) mit seinem Blick auf das Lebensumfeld deutschbaltischer Estländer der Vorkriegszeit und die Selbsteinschätzung über den historischen Bruch der Umsiedlung hinaus. Diese Erinnerungen sind von Bedeutung für einen Forschungsbereich, der jüngst besonders auch von estnischen Wissenschaftlerinnen bearbeitet wird: das deutschbaltische Selbstbild und die Erinnerungskultur über historische Zäsuren hinweg im größeren Zusammenhang der wechselseitigen Beziehungen und des Kulturaustausches. Für die in diesem Zusammenhang relevanten Fragestellungen wäre allerdings die umfassende Berücksichtigung zahlreicher – gedruckter wie unveröffentlichter – Erinnerungen erforderlich, was von der aktuellen Forschung auch weitgehend vorgenommen wird. Anstelle der hier erneut aus den bereits seit einiger Zeit vorliegenden Erinnerungen Nielsen-Stokkebys¹⁰ – zudem ohne entsprechenden Hinweis – ab-

¹⁰ Bernd Nielsen-Stokkeby, *Baltische Erinnerungen. Estland, Lettland, Litauen zwischen Unterdrückung und Freiheit*. Bergisch Gladbach 1990; 4. erweiterte u. aktualisierte Aufl. 1991.

gedruckten Teilerinnerungen hätte mit einer eigenständigen Analyse auch solcher deutschbaltischen Literatur durchaus ein weiterer Aspekt „europäischer Dimension“ behandelt werden können.

So bleibt im Ergebnis der etwas zwiespältige Eindruck, dass jeder einzelne Beitrag dieses leider nicht mit einem Personenregister versehenen Bandes für sich genommen durchaus lesenswert und auch Erkenntnis fördernd ist – dass aber nur wenige dem ambitionierten Titel gerecht werden. Es handelt sich insgesamt um ein heterogenes Werk mit wichtigen Ausführungen zu unterschiedlichen Problemfeldern der deutschbaltischen Literatur.

Michael Garleff, Oldenburg

Forschungen zur baltischen Geschichte. Bd. 3, hrsg. v. Mati Laur u. Karsten Brüggemann. Tartu: Akadeemiline Ajalooselts 2008, 320 S.

In ihrem dritten Band zeigen sich die „Forschungen zur baltischen Geschichte“ weiterhin auf erfolgreichem Kurs, zu einem zentralen Publikationsorgan der Baltikumsforschung zu werden. Das Netz der beteiligten Institutionen und Autoren konnte ausgedehnt werden und umfasst den gesamten Nordosten Europas. Wie die vorangegangenen Bände zeichnet sich auch der „blaue“ Band durch seine zeitliche Spannbreite von der baltischen Früh- bis zur Zeitgeschichte und die enge Zusammenarbeit zwischen Archäologie und Geschichtswissenschaft aus. Fast paritätisch verteilen sich die acht Aufsätze zwischen Archäologie, Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts sowie der Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wobei die nachfolgenden Mitteilungen und der einleitende Aufsatz von Gert von Pistohlkors „Baltische Regionalgeschichte in universalhistorischer Perspektive: Sechzig Jahre Baltische Historikertreffen in Göttingen“ (S. 11-32) den Blick auf die Zeitgeschichte weiten. Der Überblick des langjährigen Ersten Vorsitzenden der Baltischen Historischen Kommission über deren Tätigkeit ist in weiten Teilen ein persönlicher Rückblick über die geleistete Arbeit. Dabei stehen die Schwierigkeiten und die Dynamik der baltischen Forschung im Nachkriegsdeutschland, erste Kontaktaufnahmen zu den Kollegen in den baltischen Sowjetrepubliken, die gemeinsam erlebten Umbruchsjahre und die Neugestaltung der baltischen Forschung seit 1991 im Mittelpunkt. Universalhistorisch sind diese Rückerinnerungen nur insoweit, als sie, bedingt durch die Erfahrung des mehrfachen Systemwechsels, zu ei-

ner den politischen Strömungen gegenüber kritischen, dadurch aber keinesfalls apolitischen Geschichtsforschung aufrufen.

Die folgenden Aufsätze zur Vorgeschichte unterstreichen die Bedeutung des Politischen in der Geschichtsforschung. Andris Šnē stellt in seinem Beitrag „Stammesfürstentum und Egalität: Die sozialen Beziehungen auf dem Territorium Lettlands am Ende der prähistorischen Zeit (10.–12. Jh.)“ (S. 33-56) die seit den 1990er Jahren aufgeworfene These der Existenz einer staatlichen Ordnung in Lettgallen und Kurland für die späte Eisenzeit in Frage. Entgegen der in der Phase der nationalen Geschichtsinterpretation der 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts und der darauf folgenden marxistischen Doktrin der ständischen Gesellschaft, geht Šnē von weitgehend egalitär verfassten Stammesfürstengesellschaften aus, die sich im Zuge der Wikinger-einfälle militarisierten. Nur einige wenige herausragende Persönlichkeiten konnten dabei die sozialen Vorgaben der Gentilgesellschaft sprengen und die sich mit der Christianisierung bietenden Veränderungen der Machtstrukturen nutzen, um ihren persönlichen Einfluss zu vermehren. Von einer Ständegesellschaft im frühneuzeitlichen Sinne oder staatsähnlichen Strukturen könne nicht die Rede sein. Heiki Valk beschreibt in seinem Artikel „Estland im 11.–13. Jahrhundert. Neuere Aspekte aus Sicht der Archäologie“ (S. 57-86) einen ähnlichen Wechsel in der estnischen Forschungslandschaft. Nach der Übernahme des Egalitätsmodells der 1980er und 90er Jahre werde die Gesellschaft der späten Eisenzeit in der estnischen Forschung in jüngster Zeit als eindeutig nichtegalitär, sozial und wirtschaftlich stark differenziert beschrieben, wobei auf das Fehlen staatlicher Strukturen hingewiesen wird. Besonderes Interesse werde neben der Erforschung der sozialen Eliten der regionalen Differenzierung der estnischen Gesellschaften entgegengebracht. Das Bild der einen und einheitlichen estnischen Gesellschaft zerfällt somit in das einer Pluralität vieler Gesellschaften, die es zu entdecken gilt.

Auch im Block zur Geschichte der Frühen Neuzeit steht zunächst das Politische im Mittelpunkt, doch weitet sich das Spektrum hin zur Handels-, Bildungs- und Sozialgeschichte. Enn Küng berichtet aus seinen neuesten Forschungen über „Die schwedische Ostseepolitik, die internationale Handelskonjunktur und die Entstehung der Narvaer Handelsflotte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts“ (S. 87-102). In den 1670er und 80er Jahren war die 1653 zum Zweck der Stärkung der lokalen Kaufmannschaft gegenüber den niederländischen Kaufleuten gegründete Narvaer Handelskompanie im Besitz von 80 Schiffen, mit denen liv- und estländisches Holz, Teer, Pech, Flachs und

Hanf über den Öresund nach Westeuropa befördert wurden. Die zollfreie Fahrt durch den Öresund für schwedische Untertanen sollte die Position des schwedischen Handels stärken, was vor allem den baltischen Handelsunternehmen zugute kam. Mit der Ware wurde an den Börsen Europas gehandelt, doch standen hinter den Strohmännern aus Narva häufig westeuropäische, zumeist niederländische oder englische Investoren. Aus seinen jüngst veröffentlichten, umfassenden Untersuchungen zu den baltischen Studenten an westlichen Universitäten in der Frühen Neuzeit¹ legt Arvo Tering einen Überblick über „Die Seereise baltischer Studenten in die Universitätsstädte Nord- und Westeuropas im 17. und 18. Jahrhundert“ vor (S. 103-131), die er anhand der überlieferten Reisehandbücher, Tagebücher und Reisekosten rekonstruiert. Gewohnt lebensnah beschreibt Tering die durchschnittlich einen Monat dauernde Anreise von Dorpat zum jeweiligen Studienort in Deutschland oder den Niederlanden in allen Einzelheiten von der Logistik und der Nahrung bis zu den Kosten und der Dauer. Der Frage nach dem Verhältnis von Norm und Realität im heiklen Bereich der Sexualdelikte wendet sich Mati Laur zu („*Peccatum contra sextum* vor dem Pernauer Landgericht in den 1740er Jahren“, S. 132-150). Entsprechend den in ganz Europa geltenden Moralvorstellungen sollte Sexualität ausschließlich im Rahmen der Ehe stattfinden und war somit erst mit der Verlobung erlaubt. Vor und außerhalb der Ehe war sie strafbar, was vor allem die Frauen bzw. Mütter betraf. Dies führte dazu, dass Kindsmord zu den verbreitetsten Tötungsdelikten des 18. Jahrhunderts zählte. Ab den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts versuchte man durch stärkere Überwachung der Schwangeren, seit 1764 gar durch Herabsetzung des Ehebruchs als nicht strafbare Tat dem so genannten „Himmeln“ Einhalt zu gebieten.

Politischer wird der vorliegende Band der „Forschungen“ erneut in den Studien zur Geschichte des 20. Jahrhunderts. Uldis Krēsliņš nimmt sich des bislang kaum aufgearbeiteten Themas „Der Putsch von Valmiera am 21. Januar 1927: Zur lokalen und allgemeinen Einordnung des Geschehens“ an (S. 151-163). Er stellt die politisch motivierten unterschiedlichen Deutungen der Geschehnisse vom 21. Januar 1927 vor und ordnet sie in den europäischen Kontext der Putschversuche zwischen 1927 und 1935 ein. Putsche, so seine zusammenfassende Überlegung, gehörten zu den üblichen politischen Meinungsäußerungen der Zeit. Ihre eigentlichen Motive treten dabei neben

¹ Arvo Tering, *Eesti-, liivi- ja kuramaalased Euroopa ülikoolides 1561–1798* [Est-, Liv- und Kurländer an den Universitäten Europas 1561–1798]. Tartu 2008.

ihrer späteren Instrumentalisierung in den Hintergrund. Zugleich unterstreicht er die den Geschehnissen vorausgreifende Berichterstattung über die faschistische Gefahr in Lettland in den sowjetischen Presse. Keinesfalls weniger politisch ist der Beitrag von Rasa Pärpuce über „Die Arbeit des Paritätischen Ausschusses in den Jahren 1939–1940: Die Aufteilung der lettischen Kulturgüter“ (S. 164-197). Um die Frage, welche Kunstgegenstände, archäologischen Funde, Fotografien und Archivalien von den Deutschen im Zuge der Umsiedlung das Land verlassen sollten, wurde heftig gerungen, wobei politische Überlegungen von zentraler Rolle waren. Die auch heutig das allgemeine Geschichtsverständnis und die historische Forschung grundsätzlich betreffende Trennung zwischen deutschbaltischer und lettischer (bzw. estnischer) Geschichte wurde hier mit wechselndem Glück auf der Materialebene verhandelt, wobei sich die deutsche Position ab Mai 1940 im Aufwind befand. Ago Pajur beleuchtet „Die Auflösung der estnischen Armee im Sommer 1940“ (S. 198-223), die innerhalb von zwei Monaten nach dem sowjetischen Ultimatum vom 16. Juni am 17. August 1940 vollzogen wurde. Die Reorganisation der baltischen Streitkräfte in Territorialkorps (Schützenkorps) der Roten Armee wurde von Marschall Timošenko vorgedacht, auch wenn der Anschein erweckt werden sollte, dass es sich dabei um eine Initiative der lokalen Marionettenregierungen handle.

Thematisch schließen sich den Aufsätzen Mitteilungen über aktuelle Forschungsthemen an. Ausführlich bespricht Valters Nollendorfs die Neugestaltung des lettischen Okkupationsmuseums (Vergangenheit in der Zukunft: Das Lettische Okkupationsmuseum vor dem Umbau, S. 225-232), wobei ihn Heiki Ahonen mit einem Überblick über das Estnische Okkupationsmuseum flankiert (Das Estnische Museum der Okkupation: Ein Überblick über seine Arbeit, S. 233-238). Die Probleme der Pflege exilbaltischer Kultur und die Arbeit des 2008 gegründeten „Baltic Heritage Network“ stellt Piret Noorhanni vor (*Baltic Heritage Network: Die Pflege des exilbaltischen Kulturerbes – Zwischenbilanz und Zukunftsperspektive*, S. 239-242), und Karsten Brüggemann resümiert das 60. Baltische Historikertreffen (Russland und das Baltikum. Bestandsaufnahme eines komplexen Verhältnisses im Nordosten Europas. 60. Baltisches Historikertreffen der Baltischen Historischen Kommission [Göttingen, 2./3. Juni 2007]. Ein Konferenzbericht, S. 243-249). Wie gewohnt, beschließen Buchbesprechungen auch den dritten Band der „Forschungen“ (S. 251-320).

Ulrike Plath, Tallinn

Helfer der Armen – Hüter der Öffentlichkeit. Guardians of the Poor – Custodians of the Public: Welfare History in Eastern Europe, hrsg. v. Sabine Hering u. Berteke Waaldijk. Opladen: Verlag Barbara Budrich 2006, 250 S.

Anzuzeigen gilt ein Buch, das von seiner Grundidee, seinen Fragestellungen und seinem Problemaufriss her gut ist – aber leider handwerklich schlecht gemacht. So beginnt der erste inhaltliche Beitrag des Bandes mit folgender Fußnote: „Auch wenn wir hier durchgängig von ‚Osteuropa‘ sprechen, ist es uns wohl bewusst, dass das die Gegenübersetzung von ‚Ost‘ und ‚West‘ eine Weltanschauung entspricht des Zeitalters des kalten Krieges. Es ist inzwischen üblich, aus geografisch und aus kulturhistorische Gründen, auch Central Europa, und Südosteuropa, Mittelosteuropa und Nordosteuropa zu unterscheiden. Da dieses Forschungsproject aber letzten Endes geht um die Geschichte des Sozialarbeits in Länder die einmal zum kommunistischen Block gehört haben, benutzen wir manchmal Osteuropa, manchmal die geografisch und kulturhistorisch etwas genaueren andeutungen...“ (S. 41). Dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen.

Zumal dies kein Einzelfall ist, sondern das ganze Werk wie eilig, zu eilig zusammengestrickt wirkt. Wollte man aber von den vielen fehlenden Belegen oder den Literaturangaben, die in keiner Fußnote auftauchen, sowie von der diffusen Nutzung der Begrifflichkeiten absehen, käme man zu folgender Besprechung.

Angesichts der aktuellen Debatten um die Krise des Wohlfahrtsstaates ist es wichtig und notwendig, sich einen historischen und internationalen Eindruck davon zu verschaffen, wie es zur Entstehung moderner Wohlfahrtsstaaten gekommen ist, welchen Herausforderungen sich diese gegenüber sahen und wie die Entwicklung in den jeweiligen Ländern verlaufen ist. Bereits ein kurzer Blick in die Literatur würde zeigen, dass Wohlfahrtsgeschichte nicht nur häufig eurozentristisch geschrieben wird, sondern nahezu ausschließlich mit dem Blick auf das sog. Westeuropa erzählt wird. Im Fokus des Interesses stehen zumeist Deutschland, die skandinavischen Länder, England und Frankreich. Über die Situation in den sog. osteuropäischen Ländern erfährt man bestenfalls via Schlagzeilen über die vermeintlichen Zustände in rumänischen Waisenheimen.

Insofern ist es ein durchaus sinnvolles und verdienstvolles Unterfangen, die Wohlfahrtsgeschichte Osteuropas in den Blick zu nehmen: In dem zweisprachigen Buch geht es um die Zusammenfassung der Ergebnisse eines Forschungsprojekts, das sich mit der Geschichte der

sozialen Arbeit in Osteuropa in den Jahren zwischen 1900 und 1960 befasst hat. Beteiligt waren acht Länder: Bulgarien, Kroatien, Lettland, Polen, Rumänien, Russland, Slowenien und Ungarn. Das Buch ist zur Hälfte auf Deutsch, die andere Hälfte ist nahezu identisch auf Englisch – angesprochen werden soll damit ein internationales Publikum. Herausgeberinnen sind Sabine Hering von der Universität Siegen, die bereits mit einigen wichtigen Veröffentlichungen im Bereich der sozialen Arbeit und der Geschlechtergeschichte hervorgetreten ist, und Bertheke Waaldijk, Professorin für Language and Culture Studies an der Universität Utrecht.

Der Band besteht aus drei inhaltlichen Beiträgen sowie einer ausführlichen und kommentierten Bibliografie. Im Blick sind die Facetten Konfession, Ideologie, Eugenik, Methodologie, Politik, Gender und Ausbildung. Die Auswahl der acht osteuropäischen Länder – zu denen hier auch Russland gezählt wird – geschieht aus forschungspragmatischen Gründen, d.h. Aufgabe der Leiterinnen des von der VolkswagenStiftung geförderten Forschungsprojektes war es, die Forscherinnen und Forscher in den nationalen Teams zu koordinieren und deren Ergebnisse zu publizieren. Dies geschieht im Überblickskapitel 5, das die Länderberichte unkommentiert aneinanderreihet, unter Verzicht auf Zitate und Quellenverweise. Einleitend heißt es: „Die folgenden Zusammenfassungen [fast 60 Seiten, d.h. ein Drittel des Buches; R. S.] basieren auf dem auf der Website veröffentlichten Material, so ich als Autorin dieses Beitrages selbstverständlich für jedes Land des jeweiligen Ko-Autorinnen und -Autoren danken möchte.“ (S. 96) Man beachte die Satzstellung, aber davon sollte ja nicht mehr die Rede sein, also zurück zum Inhalt...

Der Band beginnt mit einem Vorwort des Sozialwissenschaftlers und Rektors der Freien Universität Bozen, Walter Lorenz, dessen 1994 erschienenes Werk „Social Work in a Changing Europe“ in Verbindung mit seiner 2006 publizierten theoretischen Untersuchung „Perspectives on European Social Work. From the Birth of the Nation State to the Impact of Globalisation“ schon früh kritisch auf die nationalstaatlichen Wurzeln Sozialer Arbeit aufmerksam machte und angesichts der zunehmenden transnationalen Verflechtungen europäische und internationale Lösungen forderte.

In der von den Herausgeberinnen verfassten Einleitung werden Ausgangsbedingungen, Forschungsdesign und -prozess, die untersuchten Länder sowie die inhaltlichen Schwerpunkte des Vorhabens knapp vorgestellt. Unter die Schwerpunkte fallen die Periodisierung – in Form von drei übergeordneten Zeiträumen (1900–1918, 1919–1945,

1945–1960) – und die Ebenen des Vergleichs, nämlich die Rekonstruktion der nationalen Wohlfahrtsgeschichte, zweitens ein „interosteuropäischer“ Vergleich und schließlich die Synopse mit den bisher vorliegenden Annahmen über die Geschichte der Wohlfahrtspflege in Westeuropa. Die Einleitung schließt mit einer Situationsbeschreibung am Ende des Projektes.

An die Einleitung schließt sich eine achtseitige Erläuterung zur vergleichenden Geschichte der Wohlfahrtspflege und ihrer internationalen Dimensionen an, vermutlich von den Herausgeberinnen verfasst. Ziel dieses Abschnittes ist es darzulegen, „in welcher Hinsicht die vergleichende Geschichte der Wohlfahrtspflege aufgrund der Forschungsergebnisse für Osteuropa überprüft werden muss“, um zu einer „gleichberechtigten internationalen Forschung“ beizutragen (S. 32).

Das dritte Kapitel, welches mit der zu Beginn dieses Beitrages zitierten Fußnote einsetzt, untersucht den Einfluss von Kulturen, Konfessionen und Ideologien auf die Wohlfahrtsgeschichte Osteuropas. Weitestgehend unkommentiert und unbearbeitet werden hier Zitate aus den Länderberichten unter verschiedenen Gesichtspunkten zusammengestellt, z.B. unter der Überschrift „Kirche und Wohltätigkeit in Osteuropa“ (S. 53 ff.). In diesem Abschnitt finden sich folgende Unterüberschriften: „Liebe Deinen Nächsten‘: Die katholische Wohltätigkeit“, „Hüte Dich vor Deinem Nächsten‘: Die jüdische Selbsthilfe“ [sic – es handelt sich um ein Zitat aus Jesus Sirach, wobei es in dem Abschnitt weder erläutert wird noch erklärt wird, was dies mit jüdischer Ethik zu tun hat; R. S.], „Fürsorge in der Gemeinde: Die orthodoxe Kirche“ und „Gib den Armen jeden Tag etwas Geld‘: Die muslimische Wohlfahrt“ [die Herkunft dieses Zitates bleiben ebenso wie der Zusammenhang zu muslimischer Wohlfahrt verborgen; R. S.]. Das dritte Kapitel schließt mit einer Literaturliste – die Mehrzahl der aufgelisteten Titel sucht man allerdings in dem Kapitel selbst vergebens.

Im vierten Kapitel, verfasst von Berteke Waaldijk, geht es der Überschrift nach um „Macht und Politik: Politik, Gender und Ausbildung in der osteuropäischen Sozialfürsorge“. Behandelt werden auf knapp 20 Seiten die politischen Dimensionen der sozialen Arbeit unter dem Theologumenon „Widerstand und Anpassung“, die Genderfrage und die internationale Entwicklung der Ausbildung zur Sozialarbeit. Grundsätzlich schwierig sind die Bewertungen, die fortlaufend mit der Rekonstruktion und Beschreibung der Wohlfahrtsgeschichte Osteuropas verquickt werden; so heißt es etwa einleitend zu dem Kapitel auf S. 78: „Die in den acht Länderberichten dargestellten Forschungs-

ergebnisse geben uns Beispiele mutigen Widerstands, Fälle charakterloser Anpassung bis hin zu Handlungen, die aus jeder Sicht inakzeptabel sind. Bevor solche Entscheidungen jedoch bewertet werden, sollte jeder Wissenschaftler, der sich mit der Wohlfahrtsgeschichte auseinandersetzt, untersuchen, in welcher Weise verschiedene Formen der Hilfe mit perversen politischen Zielen verknüpft werden können.“ Das Handeln von Menschen im Rahmen totalitärer Staaten ex post zu beurteilen, ist vielleicht doch etwas differenzierter, als es hier dargestellt wird...

Das ausführlichste und lesenswerteste Kapitel dieses Sammelbandes stellt schließlich das fünfte Kapitel dar, in dem überblicksartig und chronologisch sortiert die Situation in den acht untersuchten Ländern dargestellt wird. Mit Hilfe dieses Überblicks kann man sich einen ersten knappen Eindruck – pro Land ca. sieben Seiten – von der Entwicklung der Sozialarbeit in den beteiligten Ländern zwischen 1900 und 1960 verschaffen.

Am Ende des Bandes findet sich eine ausführliche Bibliografie samt einleitenden Bemerkungen.

Nun – ein Fazit? Gesagt werden kann, dass die Themenstellung durchaus reizvoll und ausbaufähig ist. Im Vergleich zu der Wohlfahrtsgeschichte Westeuropas und besonders einzelner westeuropäischer Staaten wissen wir noch viel zu wenig über die historische Entwicklung im sog. Osteuropa. So ist es ein Verdienst des Bandes, auf die zahlreichen Desiderata aufmerksam gemacht zu haben. Abgesehen von der schludrigen Machart des Buches ist aber eben leider auch die oft nur additive Zusammenstellung des Materials anstelle seiner Durchdringung und Aufbereitung in historischer und systematischer Perspektive zu monieren.

Rajah Scheepers, Erfurt

Ulrike von Hirschhausen, Die Grenzen der Gemeinsamkeit. Deutsche, Letten, Russen und Juden in Riga 1860–1914. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, 430 S. mit 23 Tab., 12 Abb. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. 172).

In ihrer Göttinger Habilitationsschrift von 2005 beschreibt Ulrike von Hirschhausen die Beziehungen zwischen den vier in Riga lebenden Ethnien von 1860 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges und analysiert insbesondere die Gründe von Konflikten und Kooperationen, um das Phänomen einer weitgehenden Nationalisierung die-

ser Gesellschaft in einer Stadt konkurrierender Traditionen zu erklären. Der zeitliche Rahmen orientiert sich an den Modernisierungsschüben der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, denn diese Phase war bestimmt von den mit der Agrarreform erfolgenden vielfältigen Modernisierungsprozessen der Urbanisierung, Industrialisierung und Nationsbildung, die eine politische, gesellschaftliche und kulturelle Mobilisierung der städtischen Gesellschaft bewirkten, wodurch Riga in den Jahrzehnten vor 1914 in eine „ethnisch segmentierte Stadt“ zerfiel (S. 12). Das Verlangen nach politischer Partizipation, sozioökonomischer Emanzipation und kultureller Selbststeuerung hatte eine Auflösung der ständisch geordneten Gesellschaft zur Folge. In dieser Zeit eröffnete sich ein politischer Handlungs- und Kommunikationsraum, der erstmals von Deutschen, Letten, Russen und Juden gleichermaßen zur Artikulation ihrer politischen Zielvorstellungen genutzt wurde. Diese ebenso spannungsreiche wie hochdifferenzierte Öffentlichkeit Rigas brach im Ersten Weltkrieg zusammen. Denn die generelle Verdächtigung der Deutschbalten als Reichsfeinde führte bei vielen von ihnen zu einem Loyalitätswechsel vom russischen Zaren zum deutschen Kaiser, und die ethnische Zugehörigkeit wurde zur Quelle einer permanenten Verdächtigung. Aber auch für die Letten bedeutete der Krieg einen grundlegenden Einschnitt: Bedingt durch die aufgeheizte Atmosphäre und die Kampfhandlungen des Jahres 1919 „verschränkten sich auf dem Schlachtfeld, das erstmals in die Stadt selbst hineinreichte, nationale, konterrevolutionäre und weltanschauliche Motive“ (S. 369). Als Bestimmungsrahmen für die unterschiedlichen Gruppen Rigas verwendet die Verfasserin die neue analytische Kategorie des „ethnischen Milieus“, das sie definiert als „hochverdichtete Gruppen, die sich durch spezifische Selbst- und Weltdeutungen nach außen abgrenzen und durch die Umsetzung dieser Deutungskultur in der Lebenswelt innere Kohärenz aufweisen“ (S. 27). Damit schließt sie gerade auch die ethnische Dimension von Milieubildungen mit ein.

Drei Deutungslinien strukturieren die vorliegende Untersuchung: Der Versuch, das Phänomen der Multiethnizität „aus dem langen Schatten nationalzentrierter Modernisierungsparadigmen“ herauszulösen und sie als Charakteristikum des neuzeitlichen Europas verstehbar zu machen (S. 12). Der Zusammenbruch des kommunistischen Systems 1989/91 habe dazu geführt, die Vielfalt ethnischer Gruppen und Identitäten in Europa neu zur Kenntnis zu nehmen. Schließlich erfordern nach Ansicht der Verfasserin die aktuellen internationalen Migrationsströme eine neue Sensibilität für die Probleme und Chan-

cen ethnischer Vielfalt. Infrage zu stellen sei dabei die lange gehegte Annahme, das Heraufkommen der Moderne nivelliere religiöse, ethnische oder nationale Bindungen und ersetze diese durch soziale Klassen als Ordnungskriterium. Dagegen beanspruche gerade auch die Bedeutung von Ethnizität oder Religion ihren historischen Platz in der Geschichte. Multiethnizität ist für Ulrike von Hirschhausen demnach kein Sonderfall, sondern müsse als europäischer Normalfall, als durchgängiges Strukturmerkmal der meisten europäischen Gesellschaften zur Kenntnis genommen werden. – Zum zweiten möchte sie mit ihrer Studie auf Alternativen zur bisherigen Annahme der Nationalismusforschung von einer zwangsläufigen Ausbildung nationaler Identität aufmerksam machen, nicht zuletzt mit einer Problematisierung des Verhältnisses „von nationalen zu differierenden Loyalitätsmustern“, also mit der Frage nach alternativen Gemeinschaftsvorstellungen. Neben die Vielfalt der Loyalitätsbezüge tritt nun die Frage nach deren Deutung, in diesem Falle die „Auslotung der ideologischen Konfliktfelder innerhalb der konkurrierenden Milieus Rigas“ (S. 16). Da es sich bei Nationalkulturen um keine geschlossenen Systeme handle, stelle sich die Frage nach der Bedeutung von Transfers und Wechselbeziehungen für die Ausbildung von Gruppenidentitäten. – Drittens geht die Verfasserin der Entfaltung zivilgesellschaftlicher Entwicklungen unter der Bedingung multiethnischer Koexistenz nach. Dafür seien die Handlungspraxis städtischer Akteure sowie die Art ihres zivilgesellschaftlichen Handelns zu untersuchen mit dem Ziel einer „Historisierung und Kontextualisierung der zivilgesellschaftlichen Praxis“ (S. 20). In einer interethnischen Verflechtungsgeschichte sieht diese Studie einen methodischen Neuansatz zur Überwindung des bislang in der Historiografie oft vorherrschenden ethnozentrischen Narrativs.

Im ersten Kapitel über den „Wandel der städtischen Bevölkerung“ (S. 35-99) untersucht die Verfasserin die demografischen, ethnischen und sozioökonomischen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einer ständischen Stadtgemeinde in eine ethnisierte Klassengesellschaft einschließlich der Berufsstruktur der Bevölkerung und der ethnischen Verteilung von Vermögen. Dabei kommt auch Rigas Entwicklung von einer Handelsstadt zur Industriemetropole zur Darstellung. – Im zweiten Kapitel über „Die Formierung ethnischer Milieus: Lebensläufe, Bildungswege, Deutungsmuster“ (S. 101-163) wendet sich die Verfasserin der Innenwelt der städtischen Milieus zu. An individuellen Lebensläufen arbeitet sie anschaulich zentrale Leitvorstellungen und Denkfiguren heraus, die diese Milieus entste-

hen ließen und zusammenhielten. – Das dritte Kapitel „Die Nationalisierung der politischen Kultur“ (S. 165-209) untersucht die politische Kultur Rigas unter Verwendung eines umfassenden Politikbegriffs, mit dem die Verfasserin aufzeigt, wie Leitvorstellungen der konkurrierenden Gruppen in politisches Handeln umgesetzt werden und wie die politische Wirklichkeit wiederum auf die jeweilige Vorstellung zurückwirkt. Riga war dabei der Ort hochpolitisierter Wahlkämpfe und ein Beispiel moderner zukunftsgerichteter Kommunalpolitik. – Im vierten Kapitel über „Die Realisierung der Zivilgesellschaft und ihre Grenzen“ (S. 211-272) fragt sie nach der praktischen Umsetzung milieukonstitutiver Leitvorstellungen in der besonders vielfältigen Vereinslandschaft Rigas. Ein jeweils für ein Milieu repräsentativer Verein wird hinsichtlich Zielsetzung, kultureller Praktiken und Trägerschaft untersucht – so die Entwicklung von der literarisch-praktischen Bürgerverbindung zum Deutschen Verein, die lettische Vereinskultur zwischen bürgerlichem Nationsverständnis und lettisiertem Klassenbegriff, der Russische Klub als primärer Ort der Geselligkeit sowie die Rigaer Gesellschaft für die Verbreitung von Bildung unter den Juden Russlands, die den Weg aus dem Ghetto verdeutlicht. Hier wurden eher Grenzen der Geselligkeit ethnisch markiert, als dass Gemeinwohl, Konfession oder Kultur verbinden konnten, wo die Ethnizität trennte. – Im fünften Kapitel schließlich beschreibt die Verfasserin „Die Segmentierung der kulturellen Praxis“ (S. 273-366), beginnend mit einer Analyse des Anspruchs und nationalen Echos der Russifizierung in Schule und Kirche, über die Nationalisierung der Erinnerung im Zusammenhang der 700-Jahrfeier Rigas 1901, die Deutungsoffenheit des Denkmals für Peter den Großen 1910 bis zur Konkurrenz um die Verortung bei den Raumentwürfen, d.h. die Frage der Bezeichnung dieser Region als „Baltische Provinzen“ oder „Latvija“. – In einem Ausblick und Resümee „Riga im europäischen Vergleich“ (S. 367-384) vergleicht die Verfasserin das Beispiel Rigas mit den ebenfalls multiethnischen Städten Prag und Odessa, indem sie die Gültigkeit und Verallgemeinbarkeit der für Riga erzielten Untersuchungsergebnisse überprüft.

Auf einer breiten, seit 1989/91 überhaupt erst zugänglichen Quellenbasis wertet sie dafür die unterschiedlichen Quellengattungen der städtischen Akten und Statistiken aus, ferner die umfangreiche Vereinsliteratur, ebenso Publikationen wie Zeitungen und politische Broschüren sowie für biografische Zugänge auch persönliche Quellen. In Aufnahme des – übrigens nicht nur von der angelsächsischen Forschung – kritisch hinterfragten und modernisierungstheoretisch inter-

pretierten „Russifizierungs“-Begriffs unterscheidet sie zwischen administrativen und kulturellen Maßnahmen und stellt in diesem Zusammenhang fest, dass sich das deutsche Interesse am Erhalt ständischer Herrschaft und deutscher Kultur nicht zuletzt auch in der Präferenz der Schultypen niederschlug, höhere Bildung wurde als „Domäne der deutschen Bevölkerung“ angesehen (S. 278). So habe sich die Durchsetzung der Deutungsmuster von „deutscher Kultur“ und „baltischer Autonomie“ nicht zuletzt in der Unterrichtssprache gezeigt. Durch Analyse konkreter Institutionen gelingt ihr aber der Nachweis, dass die staatliche Russifizierung der Schule dem „pädagogischen Deutungskanon ‚deutsche Kultur‘ zwar ein Ende setzte, jedoch längere Kontinuitäten bei Lehrkräften und Inhalten erlaubte, als bisher vermutet wurde“, was vor allem für die höheren Schulen im städtischen Raum gelte (S. 291).

Ulrike von Hirschhausen schildert im Einzelnen, wie im multiethnischen Milieu Rigas die Vorstellungen von „Nation“ sowie jene von parallelen Bezugsgrößen wie „Region“ oder „Reich“ divergierende Deutungen erfuhren. Im Unterschied zum westlichen Europa wurde Identität hier nicht in Abgrenzung zu anderen Staaten, sondern durch Aneignung und Abstoßung innerhalb eines Gemeinwesens gesucht und gefunden. Damit überwindet die Verfasserin jene national orientierten Historiografien, von denen die lettische Geschichte als Passionsgeschichte, die deutsche als Verlust der Kulturträgerschaft, die sowjetische wiederum als sozialistische Imperative interpretiert wurden. Dem stellt die Verfasserin eine Perspektive gegenüber, welche die „trennende Praxis der nationalen Sichtweisen überwindet und die ethnischen Gruppen in ihrer gegenseitigen Bedingtheit, Abhängigkeit und Wechselwirkung betrachtet“ (S. 21).

Die ethnische Vielfalt wirkte im Vereinswesen mobilisierend und polarisierend, neben der Politik trieb die Vereinskultur als Fundament einer lokalen Zivilgesellschaft die Milieubildung maßgeblich voran. Während für das deutsche Assoziationswesen zunächst die Gleichsetzung von Geselligkeit und Bürgertugend typisch war mit starker Betonung karitativer Ziele, verstanden sich die auch von Letten, Russen und Juden nach deutschem Muster gegründeten städtischen Vereine zunehmend als Foren partikularer, nationaler Interessen. Die nahezu 700 Vereine Rigas belegen eine hohe Selbstorganisation der städtischen Gesellschaft, in der seit der Jahrhundertwende aber „weder Gemeinwohl noch Kultur, weder berufliche noch sportliche Interessen“ dort verbinden konnten, „wo Ethnizität trennte“ (S. 375). Andererseits verweist die Verfasserin darauf, dass entgegen

der ethnozentrischen Historiografie des 20. Jahrhunderts von einem singulären Charakter der eigenen Kultur nicht die Rede sein könne – die ethnischen Gruppen in Riga waren vielmehr in erheblichem Maße miteinander verflochten, aufeinander bezogen und voneinander abhängig. Eigenes entstand nicht nur durch Abwehr, sondern auch durch Aneignung fremder Muster, wie nicht zuletzt die kulturelle Praxis der lettischen Sängerkulte als „europäisches Transferprodukt“ zeige, dessen Aufnahme und Weitergabe durch die multiethnische Struktur Rigas maßgeblich gefördert worden sei (S. 379).

In Riga war Ethnizität zunächst Ausweis ständischer Zugehörigkeit. Seit den 1860er Jahren aber verbanden die Einwohner mit ihrer ethnischen Zugehörigkeit divergente politische Forderungen und kulturelle Deutungsmuster, so dass die kulturelle Praxis der städtischen Gesellschaft schließlich ethnisch segmentiert war. Die unterschiedlichen Erfahrungen in Kirche und Schule dienten den Deutschen als Mittel kultureller Herrschaftsdurchsetzung, während sie von den Letten im Zuge ihrer Nationsbildung als repressive Institutionen wahrgenommen wurden.

Ähnliche Entwicklungen stellt die Verfasserin für Prag fest, wo Tschechen, Deutsche und Juden zusammenlebten und die Politisierung der ethnischen Zugehörigkeit ebenfalls zur ethnischen Segmentierung der städtischen Gesellschaft führte. Auch hier löste sich die soziale Zugehörigkeit zunehmend von der Ethnizität, während die Überrepräsentation der Deutschen im gehobenen Bürgertum bestehen blieb. Juden akkulturierten sich in Prag wie in Riga zunächst in die deutsche Kultur. Allerdings blieben sie in Riga gleichwohl scharf vom deutschen Milieu getrennt, während sie in der Habsburgermonarchie einen „festen Teil des deutschen Milieus Prags konstituierten“ (S. 371). – In Odessa wiederum bildeten bei vergleichsweise schwacher Politisierung weniger Ethnizität als vielmehr Klasse und Konfession den „dominanten Gruppierungsmodus“.

Die Doppelfunktion von Multiethnizität als Mobilisierung und Polarisierung zeigt sich auch auf kommunaler Ebene. So verstanden die einzelnen ethnischen Gruppen die städtische Lokalpolitik weniger als Regelungsraum lokaler Angelegenheiten denn als Austragungsort nationaler Interessen. Die Wahlbeteiligung war als Ausdruck dieser Nationalisierung hier ähnlich wie in Prag viel höher als in Odessa. Dort wurden bei nur schwach ausgeprägter politischer Kultur die politischen Interessen kaum mit ethnischer Zugehörigkeit verknüpft.

Der vergleichende Blick auf die politische Kultur in Riga, Prag

und Odessa zeigt, dass die Rigaer Auseinandersetzungen um die Sprache von Justiz, Verwaltung und Schule typische Konflikte für urbane Räume waren, in denen Multiethnizität mit Mehrsprachlichkeit einherging. Dieses oft noch von „feudalen Residuen“ ländlicher Räume aufgeheizte Konfliktpotenzial (S. 373) konnte dann auch nicht mehr von Gegenentwürfen wie dem „supranationale[n] Liberalismus“ Paul Schiemanns oder dem Austromarxismus Karl Renners entschärft werden. Die Herausforderungen der Multiethnizität brachten Riga aber eine überaus fortschrittliche Kommunalpolitik mit dem Höhepunkt der ersten städtischen Sozialversicherung im Zarenreich 1908. Sie ging auf die Tradition ständischer Selbstverwaltung zurück, erfuhr ihren stärksten Reformanschub aber durch die multiethnische Konkurrenz. Der Legitimationsdruck gegenüber Russen und Letten führte zu einer ausgeprägt reformorientierten Sozialpolitik: „Je lauter die russische Presse den vermeintlichen Separatismus der Deutschen anklagte, je mehr die Letten politische Teilhabe forderten, desto überzeugender mußten die deutschen Kommunalpolitiker ihre Leistungsbereitschaft unter Beweis stellen, um die deutsche Führung der multiethnischen Kommune zu rechtfertigen“ (S. 373).

Die Verfasserin schließt aus dem Vergleich der drei Städte, einiges spreche dafür, dass Multiethnizität in Ostmitteleuropa vor allem deshalb so häufig eine ethnische Segmentierung der kulturellen Praxis bewirkt habe, weil Kultur, Sprache und Raum zunehmend an ethnische Zugehörigkeit und damit zugleich an politische Interessen gebunden wurden. Während sich die Deutschen an Sprache und Kultur orientierten, verwiesen die Letten auf Abstammung als bezeichnendes Erkennungsmerkmal von Nationalität. Diese definitorische Mehrdeutigkeit zeige den variablen Charakter des Begriffs Nationalität. Der Vergleich multiethnischer Stadtgesellschaften erweise, dass der Durchbruch zur industriellen Moderne unter den Bedingungen multiethnischer Koexistenz tendenziell nicht mit der Durchsetzung der Nation als einzigem Ordnungsmodell notwendig verbunden sei. Sie traf auf unterschiedliche Gemeinschaftsvorstellungen wie Region, Reich, Konfession oder Klasse. Die Macht dieser konkurrierenden Integrationsangebote sei vom verengten Modell eines Nationalstaats kaum berücksichtigt worden. – Abschließend fordert Ulrike von Hirschhausen, Ostmitteleuropa als neuzeitlichen Geschichtsraum weniger „im genuin deutschen Einfluß“ zu sehen als vielmehr „im strukturellen Merkmal von Multiethnizität“, denn es habe sich gezeigt, „daß die Träger jener kulturellen Errungenschaften, die Ostmitteleuropa so eng mit dem westlichen Europa verbanden, keineswegs immer nur

Deutsche waren, sondern ebenso Juden, Letten oder Tschechen, um nur einige zu nennen“ (S. 384).

Ein derart umfassendes Werk wie das vorliegende läuft gelegentlich Gefahr, in Details problematische Aussagen ungeprüft aus Forschungsdiskursen zu übernehmen. So vereinfacht die Autorin beispielsweise die Rolle Julius Eckardts (nicht: „Eckhardt“, wie es durchgängig heißt), den sie einerseits als „scharfe[n] Beobachter der baltischen Lebenswelt“ (S. 61) oder „geistvolle[n] Historiograph[en] der Ostseeprovinzen“ bezeichnet (S. 349). Andererseits rechnet sie ihn aber zu den „leidenschaftlichen Vermittlern“ eines russophoben Feindbildes, „die aus dem Deutschen Kaiserreich die ostseeprovinziale Deutung zu formen suchten“ (S. 293), was sie allerdings mit einem bereits 1868 vor seiner Auswanderung veröffentlichten Text zu belegen versucht. Hier wäre eine Differenzierung der deutschbaltischen Russlandpublizistik angemessen gewesen, über die durchaus jüngere Forschungsergebnisse vorliegen. Und dass sich die mit Paul Schieman befasste Fachliteratur darin erschöpfe, dass nur „einige kleinere biographische Artikel und Essays“ vorlägen, „die sich im wesentlichen wiederholen“ (S. 114, Anm. 25), stimmt angesichts der ebenso umfangreichen wie kontroversen Literaturlage keineswegs. Ebenso ist ihr Verdikt, die „Deutschtumszentrierung“ in Reinhard Wittrams „Baltischer Geschichte“ habe „bis heute noch keinen adäquaten Ersatz gefunden“ (S. 21, Anm. 45), so nicht haltbar, wenn man auch diesen Aspekt in den von der Verfasserin herangezogenen Arbeiten von Gert v. Pistohlkors berücksichtigt.

Trotz dieser kleineren Unebenheiten bildet das neben ausführlichem Quellen- und Literaturverzeichnis (über 30 Seiten) mit Personen-, Orts- und Sachregistern ausgestattete Werk insgesamt einen Markstein für die Erforschung multiethnischer Regionen und Städte Ostmitteleuropas. Mit ihrer systematischen Erschließung vielfältiger neuer Quellen, deren fundierter Interpretation und vor allem mit ihrem methodischen Ansatz einer „interethnischen Verflechtungsgeschichte“ trägt Ulrike von Hirschhausen entscheidend zur Überwindung eines bislang noch häufig anzutreffenden „ethnozentrischen Narrativs“ bei. Nicht zuletzt aufgrund der erfolgreichen Verbindung von Mikro- und Makrogeschichte, der überzeugenden Synthese von Sozial-, Politik- und Kulturgeschichte wird ihre Untersuchung über die Grenzen der Gemeinsamkeit ethnischer Milieus in Riga die Forschung anregen und entsprechende Arbeiten nicht nur für die baltische Region zur Folge haben.

Michael Garleff, Oldenburg

Jürgen Joachimsthaler, *Philologie der Nachbarschaft: Erinnerungskultur, Literatur und Wissenschaft zwischen Deutschland und Polen*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, 344 S.

Eine Sammelpublikation von bereits veröffentlichten Aufsätzen stellt immer ein Wagnis dar, weil ja gewissermaßen alles schon gesagt ist, mithin im Einzelnen also nichts Neues erwartet werden darf. Der Reiz der Zusammenstellung besteht jedoch in der Möglichkeit der Akzentuierung und Verdichtung; deutlicher als mit verstreuten Aufsätzen können der größere Zusammenhang bzw. das Gesamtthema vor Augen geführt und die Aufmerksamkeit auf ein Thema gelenkt werden, das als facettenreich und gewichtig herausgehoben zu werden verdient. Genau dies trifft auf den Band des 1964 geborenen Germanisten Joachimsthaler zu, in dem insgesamt 20 „Aufsätze, Vorträge, Studien und Polemiken“ (S. 7) aus dem Jahrzehnt 1996–2006 versammelt sind. Die verschiedenartigen Texte, die sich streng wissenschaftlich oder auch polemisch einkleiden, zeigen durchgängig persönliches Engagement des Autors. Das Thema des Bandes wird hier nicht lediglich abgehandelt, sondern immer aus der Perspektive des intimen Kenners und mit einer spürbaren emotionalen Nähe des Autors ausbreitet. Insofern trägt die Kombination der Schreibstile auch zu einer durchaus angemessenen Weitung des Horizonts bei, denn die Germanistik in Polen bzw. Wechselwirkungen von polnischer und deutscher Literatur sind in ihrer und aufgrund der historischen Entwicklung emotionsgeladene Themenfelder.

Als Lektor und Dozent für deutsche Literatur an der polnischen Universität Opole (Oppeln) verkörperte Joachimsthaler von 1994 bis 2001 geradezu das Thema des Bandes, indem er sich nicht lediglich in den Elfenbeinturm der deutschen Literatur zurückzog, sondern mit deutlichem Interesse an polnischer Literatur und Geschichte sowie der aktuellen Diskussion um die regionale Identität – hier eben (Ober-)Schlesiens – die geistesgeschichtlichen und kulturwissenschaftlichen Implikationen zwischen Deutschen und Polen aufarbeitete. Joachimsthaler betreibt also nicht etwa nur eine Germanistik in Polen, sondern arbeitet im Spannungsfeld von Germanistik und Polonistik, was folgerichtig als eine „Philologie der Nachbarschaft“ bezeichnet wird und in ein Buch des „Dazwischen“ (S. 7) mündet. Auf sympathische Weise fließt immer wieder die persönliche und biografisch bedingte Sichtweise des Autors ein, der als in Westdeutschland Geborener die von Kaltem Krieg und Eisernem Vorhang geprägte Erfahrung der Fremde, ja mehr noch eines verbreiteten Desinteresses

gegenüber dem ‚Osten‘ mit sich brachte und jetzt die Annäherung an Polen sozusagen handgreiflich erlebt und miterleben lässt. Es ist die Perspektive des Gastes, der durch längeren Aufenthalt in und Zusammenarbeit mit Polen vertraut geworden ist und zuweilen auch polnische Befindlichkeiten erklären kann. Gegenüber den Organisationen und Funktionären der deutschen Vertriebenen positioniert sich der Autor mit kritischer Distanz und verwahrt sich vor Vereinnahmung, die – das zeigt das Buch in seiner ganzen thematischen Spannweite – dem durchaus eigenen Blick Joachimsthalers auch völlig unangemessen wäre. Dies gilt schon deshalb, weil gewissermaßen aus dem Alltag des Philologen heraus sowohl historisch als auch an der Gegenwart orientiert gearbeitet wird. Die politische Normalität ist als solche selbstverständlich, wie auch die enge historische Verknüpfung Schlesiens mit Deutschland – immerhin eine Kernregion der deutschen Literaturgeschichte. Aber konsequenterweise geht der Blick eben nicht auf das „deutsche Schlesien“, sondern auf die deutsch-polnisch-tschechische Mischkultur dieser Region, eine im besten Sinne europäische Kultur, die dem Nationalismus zum Opfer fiel und jetzt vielleicht wieder erstehen könnte.

Der Band ist in drei Teile gegliedert, deren erster den ein wenig hermetischen Titel trägt „Die Gegenwart der Vergangenheit der Zukunft“ und die Region Schlesien in der mehrdimensionalen geschichtlichen und gegenwärtigen Deutung vor Augen führt. Als reale geografisch-kulturell bestimmte Region wird Schlesien in der Literatur einerseits als erinnerte Geschichte und andererseits in der Gegenwart dann als gedankliche Konstruktion in deutscher und polnischer Literatur und Kultur im Hinblick auf seine Aneignung, Verbreitung und (Zurück-)Gewinnung thematisiert. Hierzu wird eingangs ein Bild der Germanistik in Polen entworfen, in dem auf solider historischer Herleitung die heutige Situation und gegenwärtige Tendenzen gerade im Blick auf die gesellschaftliche Relevanz des Faches ausgemalt werden können. In „Abschied von Schlesien“ kommt die Perspektive des Autors als Angehöriger der „westdeutschen Nachkriegsgeneration vor 1989“ auf die Region stark zum Tragen, wird doch das merkwürdige, ganz von Vertriebenenorganisationen geprägte Bild in der westdeutschen Öffentlichkeit vor 1989 mit der persönlichen – und für die Generation sicherlich zutreffenden – weit verbreiteten sachlichen Unkenntnis und offenem Desinteresse kontrastiert. Die semantischen Verschiebungen durch den Generationenwechsel werden denn auch zuweilen mit spitzer Zunge formuliert. Hier wird die Zwischen-Stellung des Autors deutlich, der sich als Deutscher

mehr genötigt sieht, sich vom „deutschen“, eben von Vertriebeneninstitutionen und -funktionären geprägten Schlesienbild zu distanzieren. Dafür kann die polnische Sichtweise miteinbezogen werden, so dass eine ganz eigene, analytische Symbiose entsteht, die der Region Schlesien unzweifelhaft besser gerecht wird.

Das für das Schlesienbild zentrale Thema einer ‚erinnerten Region‘ wird mehrfach behandelt. Eine Untersuchung des Zusammenhangs von Erinnerungsliteratur mit der Konstruktion des Gedächtnisses zeigt auf, wie auch unbewusste Einflüsse das Bild selektiv prägen und damit in der Regel idyllisieren. An Arno Schmidts Schlesienbild wird eine Perspektive aufgedeckt, die gerade aufgrund der schlesischen Herkunft eine Fremdheit gegenüber dem gängigen Bild der Region aufweist und nicht zufällig von deutlicher Distanz zu den „heimatbetäubten“ Vertriebenen geprägt ist. Den Übergang zur Gegenwart der Region markiert der letzte Beitrag des ersten Teils, „Die mehrfach erfundene Provinz“, indem die Landschaft als Identifikationsobjekt und Identitätsmedium auch und gerade im heutigen Polen – und mit Blick auf die Differenzen zwischen Ober- und Niederschlesien – vorgeführt wird.

Teil zwei versammelt Einzelstudien zu deutschen und polnischen Autoren und Texten unter dem Titel „Hinüber und herüber: Wechselwirkung und Verflechtung“. Johann Georg Hamanns geschichtsphilosophische „Ästhetik des Verlusts“ wird in der literarischen Geschichtsästhetik aktueller polnischer Literatur aufgespürt. Ähnlichkeiten in den Texten von Tadeusz Różewicz und Peter Huchel erweisen sich als nicht zufällig, sondern auf ähnlichen Erfahrungen beruhend. Die Pointe bildet hier die Erkenntnis, dass bei beiden die Opfer- und Täterrolle vertauscht wird, das lyrische Ich Huchels jedoch zur Verstummung neigt. Witold Gombrowicz' Stück „Yvonne, die Burgunderprinzessin“ wird als Darstellung des Schweigens analysiert, das letztlich ein Zuschauen inszeniert und damit einen Spiegel für den Zuschauer bildet. Hans-Ulrich Treichel sucht als Kind von Vertriebenen in seinem autobiografischen Werk „Von Leib und Seele“ nach der eigenen Identität – „eingesperrt zwischen zwei Fremdheiten“ (S. 183). Seine erzählerische Schilderung eines Aufenthalts in Polen (Lublin) kreiert daher ein sehr spezielles Polenbild, das aus der Perspektive des Außenseiters durchaus auch funktional gedeutet werden kann. Ein Gedenkartikel ist der Würdigung des Autors, Übersetzers und bedeutenden Vermittlers zwischen Deutschland und Polen Henryk Bereska (1926–2005) gewidmet. Den Abschluss des zweiten Teils bildet der Entwurf einer Theorie für das „Literarische Kultur-

raummodell Oberschlesien“ für die Zeit von ca. 1848 bis 2000. Als die beiden (aufeinander bezogenen) Ebenen hierfür werden einerseits ein Kulturraum jener Literatur, die innerhalb oder außerhalb der Region entstand, und andererseits der in dieser Literatur auf der Textebene entworfene Kulturraum Oberschlesien konstatiert. Vorrangiges Ziel ist jedoch die Rekonstruktion von literarischen Entwürfen Oberschlesiens, so dass Joachimsthalers Modell vor allem an thematisch relevanten Texten orientiert ist und bewusst eine ‚Höhenkammliteratur‘ in den Blick nimmt.

Im letzten Teil, „Method(olog)isches, Didaktisches und Polemisches“ sind eher übergreifende, die Rolle der Germanistik bzw. der Nationalphilologien, speziell im historischen Grenz- und Übergangsraum zwischen Deutschland und Polen, betreffende Aufsätze zu finden. Überlegungen, wie der Weg von den Nationalphilologien zu einer europäischen Philologie beschritten werden sollte, werden eingangs unter dem Titel „Die germanistische Unschärferelation“ präsentiert. Wenig überraschend angesichts der bisher vorgestellten Beiträge, zielt Joachimsthalers Konzept auf eine Rekonstruktion der multikulturellen Eigenarten gerade der Regionen, die vom Nationalismus überdeckt oder zerstört wurden. Von diesem Ausblick in die Zukunft des Faches wandert der Blick zurück auf die wilhelminische Germanisierungspolitik in Oberschlesien, die der polnischen Bevölkerung „Bildung“ bringen sollte und deren Ziel die Verdrängung der Zweisprachigkeit zugunsten des Deutschen war. Eindrucksvoll werden die ideologischen und pädagogischen Fehler aufgezeigt, die letztlich zur Polarisierung und nationalistischen Trennung von Polen und Deutschen beitrugen. In den gleichen historischen Kontext gehört eine Analyse der Lesekultur anhand der Volks- und Schulbüchereien in Oberschlesien. Die von der Regierung intendierte Beeinflussung der Volksmassen in deutschnationalem Sinne, also eine Mobilisierung für deutsche Kultur, wurde durch die breit angelegte Einrichtung von vielen kleinen Büchereien mit ‚harmlosen‘ Schriften zu erreichen versucht und umfasste überraschenderweise auch eine bewusste Begrenzung des literarischen Horizonts der Lehrer.

Dann wenden sich die Beiträge wieder der Gegenwart und Zukunft zu, indem hochschuldidaktische Überlegungen zur Rolle der Sprachpraxis in der germanistischen Lehre in Polen angestellt werden. Joachimsthaler tritt nachdrücklich für eine Aufgabe der an Standards orientierten sprachpraktischen Fächer zugunsten germanistischer Inhalte ein, da das Sprachniveau der polnischen GermanistikstudentInnen für die vorhandenen Lehrbücher zu hoch sei und mehr in-

dividueller Förderung bedürfe. In dem für den Sammelband Titel gebenden Beitrag „Philologie der Nachbarschaft?“ wird die lange vernachlässigte Kombination von Germanistik und Schlesienforschung problematisiert und auf die besondere Eignung Schlesiens als Paradigma für germanistische Forschungen hingewiesen. Mit der Abkehr vom Nationalismus erscheint eine Hinwendung zu den komplexen Verflechtungen der Kulturräume hier besonders angemessen. Seiner Verärgerung über Informationsdefizite der deutschen gegenüber der polnischen Germanistik macht Joachimsthaler Luft, indem er anhand eines Vortrags von Hubertus Fischer¹ „Die polnische Germanistik als Phantomschmerz der deutschen“ brandmarkt. Er richtet sich hier vor allem gegen gut gemeinte Ratschläge und vermeintliche Hilfe, die jedoch lediglich eine kolonialistische Haltung offenbaren, weil es an Kenntnissen über die Verhältnisse in der polnischen Germanistik fehle. Vielmehr wird eine Wahrnehmung dieser als Partner mit einem wirklichen Austausch eingefordert. Zwei Rezensionen zu einem in deutscher und in polnischer Sprache erschienenen Tagungsband über August Scholtis stellen nochmals die polemische Ader Joachimsthalers unter Beweis, zeigen sich doch deutliche Unterschiede in der redaktionellen und herausgeberischen Betreuung, für die das polnische Werk ausdrücklich gewürdigt wird.

Der letzte von Joachimsthaler stammende Text im Sammelband ist dem „Unterscheiden“ gewidmet. Joachimsthaler wendet sich gegen die Dichotomie von „das Eigene“ vs. „das Fremde“ und zeigt mit Hilfe von Jacques Derrida die sprachliche Problematik von Muttersprache und Fremdsprache auf, denen ein Drittes korreliert. In der praktischen Anwendung für die Interkulturalitätsforschung können dies etwa grammatische Kategorien sein, die bei der Erstellung einer ‚reversiblen vergleichenden Grammatik‘ der deutschen und polnischen Sprache zugrundegelegt werden und weder der einen noch der anderen Sprache ‚eigen‘ sind.

Ein kurzes Nachwort des polnischen Germanisten Marek Zyburza ordnet den Band abschließend in die aktuelle Situation deutsch-polnischer Beziehungen und speziell der Germanistik ein und würdigt den Autor mit seinen Bemühungen, die ganz offensichtlich schon manche Früchte getragen haben.

Neben den Publikationsnachweisen gibt es keine weiteren Beiga-

¹ Hubertus Fischer, Warum keine polnische Mediävistik?, in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 48 (2001), H. 1, S. 118-123.

ben; ein Register zumindest der Orts- und Eigennamen wäre zweifellos ein hilfreiches Instrument gewesen, das zusätzliche Verbindungslinien unter den Texten zu entdecken vermocht hätte. Angesichts der nicht seltenen Neigung Joachimsthalers zu äußerst komplexen und zuweilen philosophisch aufgeladenen Satzstrukturen sind zu häufig auftretende orthografische und/oder grammatische Unzuverlässigkeiten besonders störend. Leider sind auch Trennungen von der Art „beo-bachten“ oder „ve-rändert“ (beide S. 226) keine Seltenheit. Gerade in einem Buch aus dem und über das Spannungsfeld deutsch-polnischer Literatur und Literaturwissenschaft von einem Autor, der im Sprachunterricht die alltäglichen Probleme vor Augen hat(te), wird man (noch?) ein wenig mehr Sorgfalt erwarten dürfen. Wohltuend sind hingegen die durchgängig sichtbare Freude an der und das beredte Eintreten für die Sache. Joachimsthaler schreibt oft scharfsichtig und subjektiv und zuweilen vielleicht anfechtbar, aber was Diskussionen auslösen und weiterführen kann, wird einer interkulturellen Germanistik im besten Sinne wie einer intellektuellen Kommunikation über Nationalitäten hinweg gewiss nicht schaden.

Martin Klöker, Osnabrück

Konfessionelle Identität und Nationsbildung. Die griechisch-katholischen Kirchen in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Hans-Christian Maner u. Norbert Spanberger. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007, 237 S., 19 s/w-Abb., 2 Farb- u. 2 s/w-Karten (Forschungen zur Geschichte und Kultur des Östlichen Mitteleuropa. 25).

Die griechisch-katholische oder auch unierte Kirche, so stellt Mitherausgeber Hans-Christian Maner in der Einleitung des vorliegenden Bandes fest, sei ein geradezu exemplarisches Phänomen des mit Oskar Halecki als „Grenzraum des Abendlandes“ verstandenen Ostmitteleuropa. Daher scheint ihr Beispiel besonders geeignet, das Spannungsverhältnis zwischen Religion und nationaler Zugehörigkeit in dieser Region zu untersuchen. So wirft der hybride Charakter der Kirchenunion fast wie von selbst eine ganze Reihe von Fragen auf: Wie verortete sich die Kirche im Wechselspiel zwischen ostkirchlichem Ritus und westkirchlicher Anbindung? Wie wurden die unterschiedlichen Loyalitätspflichten gegenüber Staat und Nation, aber auch gegenüber dem Vatikan ausbalanciert? Und zuletzt als eine Leitfrage des Bandes: Inwiefern prägte die konfessionelle Eigenart die

Herausbildung des nationalen Bewusstseins? Welche Rolle spielte die griechisch-katholische Kirche im Nationsbildungsprozess? (S. 15 f.)

Gerade im Hinblick auf Galizien wird die Zugehörigkeit zur griechisch-katholischen Kirche mit der ukrainischen Nation gleichgesetzt, was sich wiederum aus der Abgrenzung der zunächst ruthenischen und später dann ukrainischen Bevölkerung gegenüber römisch-katholischen Polen und orthodoxen Russen ergibt. Zwar ist die wichtige Rolle der unierten Kirche bei der ukrainischen Nationsbildung gerade in Galizien nicht zu leugnen. Die gerade nach der Unabhängigkeit der Ukraine im Jahr 1991 populäre These, nach der diese auf dem inneren Wesen der unierten Kirche beruhe bzw. deren östliche und westliche Einflüsse verbindendem Charakter entspringe, weist der Lemberger Kirchenhistoriker Oleh Turij jedoch zurück. Vielmehr habe es im von ihm betrachteten 19. Jahrhundert durchaus bedeutende russophile und polonophile oder österreichisch-ruthenische Strömungen innerhalb der Kirche gegeben, und erst nach der Revolution von 1848 konnte sich die ukrainophile Richtung in der griechisch-katholischen Kirche entfalten (S. 44 f.). In den folgenden Jahren kam ihr nun als Bewahrer der ukrainischen Traditionen tatsächlich eine führende Rolle bei der ukrainischen Nationsbildung zu, wobei sie dennoch nicht der einzige Akteur dieses Prozesses war. Diese führende Rolle innerhalb der nationalen Bewegung, so Turij, verlor die Kirche jedoch paradoxerweise in dem Moment wieder, als sich unter griechisch-katholischen Galiziern die ukrainische Nationalität tatsächlich durchsetzte (S. 49).

Die Sicht der russophilen und ukrainophilen Richtung der ukrainischen Orthodoxen auf die unierte Kirche untersucht Ricarda Vulpius in ihrem diskursanalytisch angelegten Beitrag „Feind und Opfer zugleich“. Für die Russophilen handelte es sich bei den nun im Zuge der Unterdrückung der Unierten Kirche im russländischen Reich wieder in die Orthodoxe Kirche eingegliederten unierten Gläubigen erwartungsgemäß um Kleinrussen und eben nicht um Ukrainer (wie für die Ukrainophilen). Diese Rückkehr in die Orthodoxie wurde von ihnen symbolisch vollzogen und später an den Jahrestagen zelebriert. Allerdings trafen sich beide Richtungen in ihrer deutlichen Abgrenzung zur unierten Kirche. Diese, so stimmen Russophile und Ukrainophile überein, sei in weltlicher Hinsicht ein Mittel der polnischen Fremdherrschaft gewesen. In religiöser Hinsicht galten Unierte als Häretiker. Gerade hier wird auch deutlich, dass in der orthodoxen Kirche der Dnepr-Ukraine die religiöse Bindung stärker war als die nationale, was eine Kooperation orthodoxer und unierter galizischer

Geistlicher in der ukrainischen Nationalbewegung unmöglich machte. Mehr noch, diese Kooperation wäre in den Augen jener ukrainisch gesinnten orthodoxen Geistlichen einem doppelten Verrat in religiöser und nationaler Hinsicht gleichgekommen (S. 35). Letztlich verwendete die ukrainophile Richtung wesentlich mehr Energie auf die Abgrenzung von der griechisch-katholischen Kirche und Polen als auf jene vom russischen Nationalismus.

Georgij Avvakumovs Beitrag skizziert den vom griechisch-katholischen Metropoliten Andrej Šeptyc'kyj 1903 begonnenen Briefwechsel mit dem orthodoxen Bischof von Wolhynien und Žitomir Antonij Chrapovickij. Auch wenn dieser Versuch eines interreligiösen Dialogs zunächst mit der Hoffnung verbunden gewesen sein mag, den innerhalb der Russischen Orthodoxen Kirche als Dissidenten gehandelten Chrapovickij für eine Union mit Rom zu gewinnen, setzte Šeptyc'kyj ihn fort, obwohl rasch klar wurde, dass diese Hoffnung unerfüllt bleiben würde. Immerhin handelte es sich bei Chrapovickij um einen dezidierten Gegner des Katholizismus in allen seinen Ausformungen und zudem um einen Exponenten der Russifizierungspolitik in Wolhynien. Dennoch nutzte der griechisch-katholische Metropolitan diese Gelegenheit, um einen Austausch über die Grundfragen christlicher Einheit zu führen und überhaupt in einen Dialog mit der orthodoxen Kirche des russländischen Reiches zu treten (S. 60). Ein konkretes Ergebnis brachte der Briefwechsel dieser beiden bedeutenden ostkirchlichen Kleriker freilich nicht.

Über die Frage, wie die westlichen und östlichen Traditionen in der unierten Kirche zu vereinbaren seien, entwickelte sich in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg eine umfangreiche Debatte im nun zu Polen gehörenden Galizien. Dabei jedoch, so zeigt Stanisław Stepień in seinem Beitrag auf, bestand kein Zusammenhang zwischen der Befürwortung einer Byzantinisierung und einer Orientierung hin zu Russland oder der Orthodoxie, wie noch im 19. Jahrhundert. Es war wiederum Andrej Šeptyc'kyj, der hier die Byzantinisierung als Bereicherung der westlichen zivilisatorischen Inhalte um ostkirchlich-rituelle Komponenten verstand und als solche propagierte. Šeptyc'kyj wollte hiermit auch die Möglichkeit eröffnen, mit Hilfe der griechisch-katholischen Kirche die russische Orthodoxie für eine Verbindung mit Rom zu gewinnen. Andere griechisch-katholische Bischöfe jedoch sahen dies als Gefährdung des lokalen ukrainischen Charakters der Kirche (S. 76 f.).

Gerade die Verbindung aus östlichem Ritus und Zugehörigkeit zur westlichen Kirche ist es, die den Ethnologen Chris Hann da-

zu veranlasst, anhand der griechisch-katholischen Kirche und ihrer 400-jährigen Geschichte, die auch trotz Unterdrückung während des Sozialismus nicht abbricht, die von Samuel Huntington gezogene Trennlinie zwischen Ost und West infrage zu stellen. Da Huntington diese Grenze an der Trennung zwischen orthodoxem und westlichem Christentum festmacht, könne man am Beispiel der unierten Kirche sehen, dass Europa in kultureller Hinsicht eben doch als Ganzes zu betrachten sei (S. 87 f.). Seine dieser These zugrunde liegenden Forschungen begann Hann an der Wende der 70er zu den 80er Jahren im kleinen südostpolnischen Dorf Wistok Wielki. Dessen ukrainische Bewohner waren nach dem Zweiten Weltkrieg in die heutige Ukraine bzw. die polnischen Westgebiete deportiert worden. Unter den wenigen Rückkehrern konnte Hann beobachten, wie stark die konfessionelle Bindung der griechisch-katholischen Gläubigen an ihre Kirche war, was etwa dazu führte, dass diese lieber weite Wege und die fremde Umgebung einer römisch-katholischen Kirche in Kauf nahmen, wo gelegentlich griechisch-katholische Messen gefeiert wurden, als eine einfacher zu erreichende orthodoxe Messe zu besuchen, obwohl deren Ritus mit dem griechisch-katholischen fast identisch war (S. 82). Im postsozialistischen Przemyśl wiederum, so Hann, ließ sich am Streit um die Rückübertragung einer Kathedrale an die griechisch-katholische Kirche eindrücklich die „gelebte Geschichte“ beobachten. Um die Rückgabe der 1946 enteigneten Kathedrale zu verhindern, hatten sich polnische Nationalisten nicht nur anti-ukrainischer Ressentiments bedient. Sie wählten – wie übrigens auch die Unierten – selektiv Elemente aus der verworrenen Geschichte des Bauwerks aus, die die jeweils eigenen Forderungen untermauern sollten.

Die bisher besprochenen Beiträge des Bandes konzentrieren sich auf die unierte Kirche in Galizien. Die Aufsätze im zweiten, hier nicht näher betrachteten Teil hingegen befassen sich mit der griechisch-katholischen Kirche im südosteuropäischen Raum. Mit vier Ausnahmen gehen alle auf eine 2002 in Lemberg veranstaltete Konferenz zurück und stellen, so die Herausgeber im Vorwort, keine „Synthese zielgerichteter Forschungsarbeit“ dar. Ein Befund, dessen Konsequenzen man dem Band an einigen Stellen leider nur zu deutlich anmerkt. Auch wenn er eine Reihe interessanter und spannender Beiträge beinhaltet, bleiben selbst diese oft hinter ihren Potenzialen zurück. In vielen Fällen sind nur die kaum überarbeiteten Konferenzbeiträge abgedruckt worden, was vor allem vor dem Hintergrund, dass zwischen Konferenz und Publikation fünf Jahre vergingen, verwundert. Darüber hinaus fallen auch einige unschöne Fehler auf, die einem

aufmerksamen Lektorat nicht hätten entgehen sollen. Dennoch stellt das Buch eine Pionierleistung im deutschsprachigen Raum dar, in dem kaum Arbeiten zur griechisch-katholischen Kirche vorliegen.

Stephan Stach, Leipzig

Mathias Mesenhöller, Ständische Modernisierung. Der kurländische Ritterschaftsadel 1760–1830. Berlin: Akademie-Verlag 2009, 617 S. (Elitenwandel in der Moderne. 9).

Kurland als Adelslandschaft zwischen Alt-Livland und der polnisch-litauischen Adelsrepublik ist zweifellos ein interessantes Thema an der Nahtstelle zwischen ostmittel- und nordosteuropäischer Geschichte. Das gilt insbesondere für den Übergang der Region von der *Rzeczpospolita szlachecka* zum russländischen Imperium 1795. Verstärkt wird die Relevanz des kurländischen Themas zudem dadurch, dass es im Spannungsfeld zwischen den ständischen Reformbemühungen in Polen-Litauen und dem Beharren auf ständischen Privilegien im Zarenreich steht. Daraus haben sich diametral entgegengesetzte historiografische Narrative mit Blick auf die Wirkungen ständischer Strukturen auf die Moderne entwickelt: Während für Polen-Litauen deren prinzipielle Reformfähigkeit attestiert wird, dominiert gerade mit Blick auf die russländischen Ostseeprovinzen eine negative Einschätzung als rückständig oder unzeitgemäß.

Vor dem Hintergrund einer fundamentalen Kritik an einem teleologischen Modernisierungsbegriff versucht Mesenhöller eine, wie er sagt, periphere Region auf ihre Modernisierungsprozesse in dem Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichem Partizipationsanspruch und einer auf Exklusion und Obenbleiben bedachten privilegierten Gruppe zu untersuchen. Als Modernisierungsprozesse betrachtet Mesenhöller strukturelle Differenzierung, Individualisierung, Domestizierung der Natur und Vergeschichtlichung, von denen er insbesondere den ersten Aspekt ausführlich behandelt. Seine Hypothese ist, dass sich in dem Zeitraum zwischen 1750 und 1850 in Kurland etwas „substantiell Neues“ entwickelt habe, das als ständische Modernisierung zu beschreiben sei.

Die Periodisierung der Studie orientiert sich zum einen an der Wiedereinsetzung Ernst Birons als kurländischer Herzog 1763 und zum anderen an der Bauernbefreiung und der Gründung des Kurländischen Güterkreditvereins 1832, durch den sich ein Ausweg aus der ökonomischen Krise der Gutswirtschaft eröffnete. Mesenhöller gliedert sei-

ne Studie in drei große Abschnitte, die er Herzogtum, Agonie des Ancien Régime und Imperialisierung nennt. Die insgesamt sieben Kapitel sind dabei – zumindest nach ihren Titeln – recht unabhängig gestaltet. Im ersten und umfangreichsten Teil gibt Mesenhöller eine detaillierte Beschreibung der politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Strukturen und Entwicklungslinien in der „Adelsrepublik mit fürstlicher Spitze“ (S. 41). Er beschreibt hier das Indigenat als Grundlage der ritterschaftlichen Korporation, das trotz seiner Fixierung 1642 und einer sehr restriktiven Zulassungspolitik doch durch zahlreiche „notorisch“ indigene Familien aufgeweicht wurde. In sozialer und kultureller Hinsicht gab es durchaus Querverbindungen zu den Literati, bei denen namentlich die Pastoren einen quasi adligen Lebensstil pflegten, auch wenn sie rechtlich vom Adel geschieden waren. Mit Blick auf die unfreie bäuerliche Bevölkerung diskutiert Mesenhöller den Charakter der Leibeigenschaft und erörtert ihre Reichweite an der Frage des Untertanenverkaufs, der trotz seiner prinzipiellen Möglichkeit offensichtlich nur im Zusammenhang mit Landverkäufen stattfand. Hinsichtlich der Besitzstruktur hebt Mesenhöller die Bedeutung der herzoglichen Domänen hervor, die etwa 40% des gesamten Landbesitzes ausmachten. Ihre Bewirtschaftung spielte neben dem Allodialbesitz eine wichtige Rolle für den Adel. Die Konflikte um die Nutzung der Domänen beschreibt Mesenhöller als Praxis der Bereicherung. Namentlich aus der Bironschen Güterreduktion bis 1740 erklärt sich dann auch die Opposition des Adels gegen die Politik des Herzogs bis zum Tod Peter Birons 1790. In dieser Situation kam es dann zum Konflikt um die „Bürgerliche Union“, in der die nichtadligen Eliten politische Partizipation und die Beseitigung wirtschaftlicher Privilegien des Adels forderten, während der Adel im Gegenzug nach einem exklusiven Zugriff auf die Landesherrschaft strebte. Mesenhöller untersucht diese Auseinandersetzung im Kontext aufklärerischer Patriotismuskurse und arbeitet heraus, dass sich in ihnen die Ausdifferenzierung unterschiedlicher gesellschaftlicher und staatlicher Rollenverständnisse erkennen lassen. Zugleich weist er am Beispiel der Freimaurerlogen in Mitau auf den Zusammenhang zwischen adliger Libertät, Exklusion und bürgerlicher Geselligkeit hin.

Im zweiten Teil skizziert Mesenhöller die Restitution staatlicher Ordnung im Rahmen der Unterwerfung unter die zarische Herrschaft, mit der sowohl die Forderungen der bürgerlichen Union als auch die Auswirkungen des Kościuszko-Aufstands eingedämmt wurden. Die Kosten der Unterwerfung unter die Autokratie waren na-

mentlich in der napoleonischen Epoche mit der Kontinentalsperre und dem Zug der Grande Armée gegen Russland erheblich, in deren Folge zahlreiche Güter „gänzlich ruiniert“ waren. Verschärft wurde die ökonomische Krise durch ökologische und demografische Probleme.

Unter „Imperialisierung“ versteht Mesenhöller – sprachlich etwas sperrig – im dritten Teil die mit dem Übergang ans Zarenreich verbundenen Integrationsprozesse. Er behandelt hier zunächst die zentralen Reformen, die Aufhebung der Leibeigenschaft, zu der die Anstöße aus Petersburg und Riga kamen, sowie die Einführung eines Kreditinstituts für den bedrohten Gutsbesitz. Als Wirkung der Bauernbefreiung von 1817 nennt Mesenhöller die Umstellung der Machtposition des Adels von Herrschaft und Besitz und zugleich eine Verrechtlichung der bäuerlichen Beziehungen, vor allem in der Einführung des Landgemeindewesens. Wenn sich in den Debatten um die Kreditbank letztlich eine privat-rechtliche Assoziation durchsetzte, die sich – wenn auch mit Einschränkungen – auch nichtadligen Landwirten öffnete, so zeigt sich hier der Übergang von ständischen zu zivilgesellschaftlichen Strukturen, nicht jedoch zum Verfassungsstaat, wie es Wolfgang Neugebauer für Preußen beobachtet hat. Den zweiten Schwerpunkt bilden adlige Strategien des Obenbleibens. Zum einen bot die Integration in russländische Zusammenhänge zahlreiche Karrierechancen, die die staatlichen Anforderungen an den Adel kompensierten. Zum anderen konstatiert Mesenhöller neue Sinnstiftungen, die auf die Kompromisse des Adels mit den anderen Eliten, namentlich den Literati, reagierten, etwa auf Grundlage der Abgrenzung von den „Kaufbürgern“. Die Untersuchung endet mit einem Abschnitt, in dem Mesenhöller die Narrative der Zivilisierung in den Debatten über Bildung der Letten einerseits sowie der Deutschbaltischen andererseits betrachtet. Der ostseeprovinzionale Zusammenhang scheint freilich nicht ganz so kontingent zu sein, wie es sich bei Mesenhöller darstellt, sondern doch eine direkte Konsequenz russländischer Herrschaft. Ein Vergleich mit den Ritterschaften in Livland und Estland wäre hier sinnvoll, auch wenn er im Rahmen dieser Studie nicht zu leisten war. Dass die Ethnisierung ständischen Denkens um die Wende zum 20. Jahrhundert am Ende dieses deutschbaltischen Narrativs steht, ist freilich nicht zu bezweifeln.

Ein abschließender Überblick fasst die Überlegungen und Thesen der Studie zusammen und ein umfangreicher Anhang enthält statistische Angaben, unter anderem zum Heiratsverhalten und zu den Güterbesitzstrukturen.

Ohne jeden Zweifel hat Mesenhöller eine ganz beachtliche Forschungsleistung vorgelegt, die von einem souveränen Umgang mit Quellen und Literatur zeugt und auch in ihren Randbemerkungen und Exkursen einen Erkenntnisgewinn bietet, der über das enge Thema weit hinausgeht. Dass sie keine umfassende Gesellschaftsgeschichte Kurlands enthält – namentlich die jüdische Bevölkerung wird nicht betrachtet –, ist nicht zu kritisieren, sondern ergibt sich aus dem Fokus auf den Adel als Untersuchungsgegenstand. Kritisch angemerkt sei freilich etwas anderes: Der Anspruch des Verfassers auf analytische Dekonstruktion mittels rhetorischer Verfremdung (S. 37) erschwert mitunter die Lektüre. An manchen Stellen wäre weniger rhetorische Anstrengung zweifellos mehr gewesen. Wenn Mesenhöller überzeugend nachweist, dass ständische Modernisierung ein zentrales Element der Veränderungen in der Region war, wird sein Anspruch jedoch, damit auch eine (europäische) Epochenhypothese zu entfalten, noch nicht so recht eingelöst. Was ständische Modernisierung in einem größeren europäischen Kontext ausmacht, bleibt hier noch ohne schärfere Konturen.

Jörg Hackmann, Stettin

Kazimierz Moczarski, Gespräche mit dem Henker. Das Leben des SS-Generals Jürgen Stroop. Aufgezeichnet im Mokotów-Gefängnis in Warschau. Berlin: Osburg 2008, 448 S., Fotos.

Das anzuzeigende Buch stellt die spärlich überarbeitete Neuauflage der in den 70er Jahren erschienenen Fassung dar. Erst am Ende des Bandes erfährt man in einer sehr knappen editorischen Notiz, dass der Text gegenüber der Erstausgabe um die damals von der polnischen Zensur gestrichenen Teile (insgesamt nur wenige Sätze) ergänzt wurde. Auch die einleitenden Ausführungen von Andrzej Szczypiorski stammen aus den späten 70er Jahren und geben ein überholtes Polen- und Weltbild wieder. Da ist von der „politischen Gleichgültigkeit“ der Westmächte gegenüber Polen ebenso die Rede wie von sowjetischen Herrschaftsplänen: „Die Macht über Polen könnte Russland eine militärische und politische Kontrolle Berlins und eines großen Teils Deutschland ermöglichen.“ (S. 13) So bleibt der Text ein unbefriedigendes Fragment zwischen damals und heute, ohne dass dem Leser eine neue, auf dem Stand der heutigen Historiografie stehende Einführung in die Thematik geboten wird. Und einer solchen Erörterung hätte es auf jeden Fall bedurft, um den Quellenwert der

‚Gespräche‘ zu verdeutlichen. Die Versicherung von Szczypiorski, Moczarski hätte ihm berichtet, er erinnere sich an jeden Satz von Stroop, „... als würde ich das alles vom Tonband abschreiben“ (S. 27), verdeutlicht das Dilemma, dem sich der Historiker, einer kritischen Quellenkunde verpflichtet, gegenüber sieht. Das Geleitwort von Gesine Schwan (S. 7 ff.) beschränkt sich auf die thematisch gebotenen verbalen Versatzstücke, geht an der eigentlichen Problematik vorbei und kann deshalb nicht einmal ansatzweise einen Ersatz für eine kompetente, kritische Hinführung zum Thema bieten. Peinlich für Autorin, Lektor und Verlag ist zudem, daß aus Franz Stangl, dem Kommandanten von Treblinka und Sobibor, Franz Stangel wird (S. 9).

Die sich anschließend vor dem Leser entwickelnde Szenerie erinnert an ein Kammerstück (übrigens für drei Personen, denn auf der ‚Bühne‘ befindet sich auch noch ein subalternen SS-Dienstgrad namens Gustav Schielke, der als Stichwortgeber fungiert). In einer Zelle treffen sich der SS-General und der polnische Antikommunist im März 1949 das erste Mal (S. 33). Ausgehend von diesem ersten Treffen entfaltet Moczarski den Lebensweg des ‚Henkers‘ in klassisch biografischer Manier. Und spätestens an diesem Punkt verstärken sich die eingangs geäußerten Zweifel an der Darstellung, denn die Personen Moczarski und Stroop verschmelzen in einer Weise, die es unmöglich macht zu erkennen, wann Stroop ‚spricht‘ und wann Moczarski ‚kommentiert‘. Typisch die folgende Passage: „Die allergrößte Verehrung aber genoss in Lippe die Uniform. In das gastliche Fürstentum kamen in Ruhestand lebende Bürger aus ganz Deutschland, darunter viele Militärs. Denn in Lippe-Detmold lebte man billig, das Klima war gut und der nötige Respekt für einen Offiziersrang und Orden war auch vorhanden. Ich vermute, dass kein pensionierter General auf die Idee gekommen wäre, sich in Detmold niederzulassen. Für solche Persönlichkeiten war das Städtchen zu klein und zu langweilig. Auch Oberste waren sicher an den Fingern beider Hände abzuzählen.“ (S. 50) Inwieweit diese eindringliche Schilderung der Heimatstadt von Stroop in der Hauptsache noch auf Ausführungen des deutschen Häftlings beruht oder bereits der Phantasie des Autors zuzuschreiben ist, ist eigentlich unerheblich, denn bereits dieses Zitat macht deutlich, dass wir es mit einer romanhaften Ausgestaltung zu tun haben, die zudem häufiger klare Anachronismen aufweist. So ist es geradezu unmöglich, dass der SS-General im Jahre 1947 in seiner Warschauer Zelle gesagt haben soll: „Das Reich konnte nur unter Mithilfe eines Teils der deutschen Gesellschaft niedergeschlagen werden, mit Hilfe von solchen Canaris,

Gördelers, Stauffenbergs... und solchen unverschämten norwegischen Bengeln wie Willichen Brandt...“ (S. 89) Zum angeblichen Zeitpunkt dieser Polemik war Willy Brandt ein völlig unbekannter Presseattaché der Norwegischen Militärmission in Berlin, der gerade eben eine lokale politische Karriere begonnen hatte und statt seines Taufnamens Herbert Frahm seinen Decknamen aus dem antinationalsozialistischen Widerstand verwendete.¹ Ähnlich anachronistisch ist die Behauptung eines angeblichen deutsch-angelsächsischen Wettlaufs um die Atombombe (S. 344), die erst vor dem Hintergrund der nuklearen Abschreckung ab ca. Mitte der 50er Jahre plausibel erscheint, ganz abgesehen davon, dass von einem Wettlauf überhaupt keine Rede sein kann, da die deutsche Seite die Bedeutung der Bombe überhaupt nicht erkannt hatte. So finden sich bei näherer Inaugenscheinnahme immer mehr Einzelheiten, die den historischen Geschehnissen Gewalt antun. Es mag durchaus sein, dass Stropf 1936/37 einen Russischsprachkurs in Berlin absolvierte, aber die Schlussfolgerung, „schon damals“ habe „man“ begonnen, „ihn für seine künftige Tätigkeit im Osten zu schulen“ (S. 114), ist wissenschaftlich unhaltbar. Geradezu abenteuerlich sind die Behauptungen um den Selbstmord des Generalfeldmarschalls von Kluge, der im Gefolge des 20. Juli 1944 von Hitler abgesetzt worden war und auf der Fahrt nach Deutschland, weil er einen Prozess fürchtete, am 19. August 1944 durch die Einnahme von Gift Selbstmord beging. Moczarski dagegen berichtet, von Kluge sei nicht nur von Stropf verhaftet, sondern von der SS, da er sich weigerte, wie Generalfeldmarschall Rommel Selbstmord zu begehen, ermordet worden (S. 368-371). Enthüllend für die Genese des Textes ist die Schlussbemerkung des Autors: „Dreißig Jahre nach dem SS-Mord an Feldmarschall Günther von Kluge sollte man die falsche Zurückhaltung endlich aufgeben, finde ich.“ (S. 371) Damit wird deutlich, dass die Gespräche erst Jahrzehnte nach der gemeinsamen Gefangenschaft zu Papier gebracht wurden. Unter diesen Umständen sind die Gespräche mit dem Henker weder als historische Dokumentation noch als Geschichtsroman zu verstehen, sondern als literarische Fiktion, basierend auf Erinnerungen an Ereignisse, die Jahrzehnte zurückliegen.

Die Darstellung folgt einem immer gleichen Schema: Stroops Leben wird dem Leser, permanent unterbrochen durch Szenerien aus der Zelle, chronologisch präsentiert. Karriere in der SS, Erinnerungen an einen Nürnberger Reichsparteitag und die nationalsozialistischen

¹ Vgl. z.B. Gregor Schöllgen, Willy Brandt. Die Biographie. Berlin/München 2001, S. 74-89.

„Erfolge“ des Jahres 1938 („Anschluss“ Österreichs, Einmarsch ins Sudetenland) prägen die ersten Kapitel des Buches, in denen Strop als unkritischer, ideologisch überzeugter Jünger seines Führers erscheint. Hat man einmal das Setting durchschaut, verliert das Buch schnell an Anziehungskraft, Moczarski fungiert als zynischer Kommentator der Stroopschen Herrenmenschenallüren und zugleich als sachlicher Erzähler, eine Doppelrolle, die nochmals unterstreicht, dass es sich im vorliegenden Fall um eine rein literarische Verarbeitung handelt. „Die Ukraine, Herr Moczarski, ist ein Schatz. Wir hätten aus ihr ein Land gemacht, wo Milch und Honig fließen...“ „Und gedüngt hättet ihr mit slawischem Blut“, zische ich zornig.“ (S. 170) Strop erscheint als dümmlicher Aufschneider und Angeber, dessen Behauptungen regelmäßig vom Autor korrigiert und entlarvt werden.

Im Mittelpunkt der Darstellung stehen der Aufstand der Warschauer Juden und die Liquidierung des Ghettos (S. 184-284). Stroops chronologische Schilderung der Niederschlagung des Ghettoaufstandes enthält eine Szene, die in ihrer Konstruktion, Manieriertheit und Überzeichnung für sich spricht. Es geht darum, dass der SS-General von jüdischen Kämpferinnen berichtet, deren Kampfgeist derart gewesen sei, dass er den Befehl erlassen habe, „... sie aus sicherer Entfernung mit der Maschinenpistole umzulegen.“ Plötzlich stelle ich Strop die Frage: „Tat es Ihnen denn niemals leid um ihr junges Leben?“ Ich habe ihn und Schielke überrumpelt. In der Zelle herrschte tiefe Stille... Das Schweigen dehnt sich aus. Strop hockt leicht nach vorn gebeugt auf dem Schemel, als hätte er Zahnschmerzen. Die rechte Hand presst er an die Stelle, wo sich das Herz befindet. Krampfhaft zupft er an einer Falte seiner dunkelroten Jacke. Ich beobachte Stroops Hand, ihre langsamen zuckenden Bewegungen. Ich merke, wie Schielke immer wieder die Kinnladen zusammenpresst, man spürt, dass er erregt ist. Wir warten. Nicht wir, sondern Strop müsste die lastende Stille unterbrechen. Endlich richtet sich der General auf, glättet sein Schläfenhaar und antwortet abgehackt: „Wer damals ein wahrer, das heißt ein starker Mensch sein wollte, der musste so handeln wie ich. Gelobt sei, was hart macht.“ (S. 217)

Ein letzter Kritikpunkt ist die Darstellung der polnischen Heimarmee, die sich doch deutlich vom historischen Geschehen unterscheidet. Es ist schlichtweg undenkbar, dass Strop, der 1943 und 1944 Höherer SS- und Polizeiführer im Rheinland war, vor allem die polnischen Agenten in Lothringen als Träger des Widerstandes ausmachte: „... es handelte sich meist um Emigranten, die vor Jahren nach Westfalen ausgewandert waren...; hinzu kam ihr ausgeprägter

polnischer Nationalismus, der nach 1918 vom polnischen Generalkonsulat in Straßburg tatkräftig unterstützt wurden... Unsere Erfolge in der Bekämpfung dieser polnischen Saboteure waren kläglich.“ (S. 336). Besonders fragwürdig ist die Stroop in den Mund gelegte Unterstützung des Ghettoaufstandes durch die polnische Heimatarmee. Zwar hissten die Aufständischen in der Tat neben dem Davidstern auch die polnische Flagge (Kapitel „Fahnen über dem Ghetto“, S. 208-227), doch hielt sich die Unterstützung in sehr engen Grenzen (z.B. erhielten die Juden keine Waffen von der Heimatarmee), während bei Moczarski zu lesen steht: „Die Juden unterhielten eine ständige Verbindung zur AK... Die Polen kämpften nicht nur innerhalb des Ghettos, sondern überfielen uns auch draußen... Während der folgenden Tage waren Polen immer wieder an den Aktionen beteiligt... Alle Anstrengungen unserer Propaganda, einen Keil zwischen Juden und ‚Arier‘ zu treiben, waren misslungen.“ (S. 218)

Was den Verlag zu einer Neuauflage der „Gespräche“ bewogen hat (die Mängel der polnische Neuauflage wurden samt und sonders in die deutsche Fassung übernommen), bleibt eine offene Frage. Nachdem in den letzten Jahren die Täterforschung zu einem der wichtigsten Neuansätze der Geschichtswissenschaft zum Nationalsozialismus geworden ist, bleibt diese Entscheidung unverständlich und sowohl aus historischer als auch psychologischer Sicht mehr als fragwürdig: dieses Buch ist in jeglicher Hinsicht veraltet. Was auch immer von Moczarskis Roman wirklich auf Stroops Äußerungen zurückzuführen ist, muss offenbleiben, zu viele Klischees, quellenkritische Unzulänglichkeiten und Stereotype verstellen den Blick auf die historische Person. Wer sich im 21. Jahrhundert über Täter aus den Reihen der SS fundiert und kompetent informieren will, der greife zu den Arbeiten von Peter Longerich,² Ulrich Herbert³ oder Michael Wildt,⁴ um nur einige biografische Leseempfehlungen auszusprechen.

Joachim Tauber, Lüneburg

² Peter Longerich, Heinrich Himmler. München 2008.

³ Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft. Bonn 1996.

⁴ Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes. Hamburg 2002.

Nordosteuropa als Geschichtsregion. Beiträge des III. Internationalen Symposiums zur deutschen Kultur und Geschichte im europäischen Nordosten vom 20.–22. September 2001 in Tallinn (Estland), hrsg. v. Jörg Hackmann u. Robert Schweitzer. Lübeck: Verlag Schmidt-Römhild 2006, 524 S. (Veröffentlichungen der Auestiftung. 17).

Zwischen der Tagung und der Veröffentlichung sind fünf Jahre vergangen, bis zur jetzigen Rezension weitere vier. Wenn man dennoch sagen kann, der Band ist nicht veraltet, dann spricht es für die Qualität seines Inhalts. Auch scheint es nicht angemessen, ihm einfach die formal richtige Bezeichnung „Tagungsband“ anzuheften, da er doch mehr sein will als das Dokument eines Tagungsgeschehens. Er ist eine Zwischenbilanz des Beitrags der historischen Forschung zur Konstitution der historischen Region „Nordosteuropa“. Dies geschieht im vollen Bewusstsein um die Artifizialität der wissenschaftlichen Begriffsbildung, ein Bewusstsein, das Voraussetzung ist dafür, dass der so konstruierte Raumbegriff seine hermeneutische Kraft gleichsam methodisch kontrolliert entfalten kann. Als *nation builder* haben Historiker (freilich nicht allein) manchmal eine zerstörerische Kraft entwickelt oder diese legitimiert, als *region builder* kulturelle oder politische Dominanz behauptet. Zur Erfüllung einer solchen Aufgabe gehörte aber mehr als der Wille zur Raumkonstruktion. Dazu gehörte der kulturell und wissenschaftlich unterfütterte Wille zur Identitätsstiftung und zur Raumergreifung.

Die Geschichte der politischen und kulturellen Instrumentalisierung von Raumbegriffen bleibt gelegentlich der Referenzrahmen, gegen den sich eine wissenschaftlich motivierte Konstruktion historischer Räume absetzen muss, wenn sie denn nicht missbraucht werden will. So ist „Nordosteuropa“, in diesem konkreten Fall, eben nicht der transnational gewendete „deutsche Nordosten“. Nun betritt dieser Band nicht ein Neuland in diesem Prozess, knüpft vielmehr explizit an die für die Bildung historischer Raumkategorien wegweisenden Arbeiten von Paul Johansen und Klaus Zernack an. Nicht allein die retrospektive Analyse und Bewertung vorgelegter Konzepte war aber das Ziel, sondern deren Restrukturierung und Fortentwicklung. Es ist ein Glücksfall, dass Klaus Zernack selbst an dieser Fortschreibung seiner grundlegenden, 1977 vorgelegten regionalhistorischen Strukturierung Osteuropas teilnehmen konnte und Zeuge dessen war, wie nach dem „Ende der Geschichte“ die historische Region „Nordosteuropa“ hermeneutisch wiederbelebt wurde, die Geschichte einer Re-

gion also, die er seinerzeit selbst für die Zeit seit der „zweiten Teilung“ Schwedens 1809 bereits für abgeschlossen hielt. Die Entwicklung seit 1989/90 hat dem Historikerauge gewisse Kontinuitätslinien sichtbar gemacht, die für eine Raumrekonstruktion verwendbar zu sein schienen. Die Herausgeber und die Autoren und Autorinnen des Bandes haben aber auch ihren Beitrag zur Haltbarkeit des „Nordosteuropa“-Begriffs geleistet, indem sie ihn selbst mobiler und seine Außengrenzen transparenter gemacht haben. Dies gelang, indem sie die historische Region Nordosteuropa von dem geografisch-historischen Korsett des „Ostseeraums“ befreit und mit anderen Geschichtsräumen für überschneidungsfähig erklärt haben.

Die Herausgeber lassen 22 Beiträge gleichsam in vier Schritten mit Hilfe von zwei Begriffspaaren auf den Raum „Nordosteuropa“ zusteuern. Auf der einen Seite werden „Elemente der Raumkonstruktion“ mit den „Außen- und Binnengrenzen“ Nordosteuropas gepaart, auf der anderen Seite Nordosteuropa als „Objektraum“ und als „Subjektraum“ gegenübergestellt, was der Außenperspektive und der raumgebundenen Identitätsproduktion entspricht. Gewiss steht hier Partikulares neben Grundsätzlichem. So oder so werden aber Perspektiven auf den Raum projiziert und mit der Frage verbunden, inwiefern eine regionale Fokussierung auf Phänomene der Politik, Gesellschaft und Kultur vielleicht auch gewisse Ordnungs- und Erklärungsangebote enthält, die ohne eine regionale Eingrenzung nicht zum Vorschein kämen. Die historische Region als „Objektraum“ des Historikers sollte eben diesen Nutzen haben. Die Momente, in denen dieselbe Region zugleich als „Subjektraum“ in „die Geschichte“ drängt, werden dem Historiker zur analytischen Pflichtaufgabe. Nordosteuropa gehört aber eben zu den Regionen, deren Subjektcharakter von den Historikern gerne übersehen wird, weil sie, in sich zergliedert, über lange Phasen eher als Palimpsest imperialer Oberfläche existierte. Der Subjektcharakter eines Palimpsests muss nicht immer sogleich ersichtlich oder einsichtig sein.

Die Offenheit der Raumkonstruktion „Nordosteuropa“ wird bereits in den Beiträgen sichtbar, die ihren „Elementen“ gewidmet sind. Ralph Tuchtenhagen vermisst den Raum in einer dicht geschriebenen Bilanz zur „Historischen Verkehrsgeographie Nordosteuropas“ (S. 133-171). Im Ergebnis stellt sich ihm eine transnationale Perspektive auf diesen Verkehrsraum jenseits der Fixierung auf den Hanseverkehr als ein Forschungsdesiderat dar. Die Existenz einer „historischen Verkehrsregion“ Nordosteuropa sieht Tuchtenhagen freilich nur bis in die Frühe Neuzeit gegeben, als eine „logistische Leistung der Han-

se und später des absolutistischen Staates“ (S. 169), die in der Moderne dissoziiert wird. Die Verkehrstechnologie der Moderne schafft ohnehin neue Räume, die an regionalhistorische Gliederung nicht gebunden sind. Allerdings sind sie auch nicht von den historischen Präfigurationen gänzlich losgelöst, was in Einzelstudien zu verfolgen wäre. Einen Ansatz bietet der Beitrag von Valters Ščerbinskis über „Die Entwicklung der technischen Kommunikations- und Verkehrsmittel zwischen Lettland und den nordischen Ländern 1918–1940“ (S. 254–263). Die räumliche Überlappung von „Nordosteuropa“ und „Ostseeraum“ wird sichtbar anhand des klassischen Elements dieses Raumes, der Hanse. Manfred Gläser in seinem Beitrag „Die mittelalterliche Großstadt Lübeck – Vorbild und Muster für die Ostseestädte?“ (S. 172–192) sowie Ulrich Müller in „Regionalität und die ‚Archäologie des Hanseraums‘“ (S. 193–222) gehen der historischen Raumbildung mit archäologischen Mitteln unter dem Aspekt des Sichtbarwerdens des Raums in der Architektur und der binnenräumlichen Kommunikation nach. Im Licht der archäologischen Befunde ist nicht allein die ästhetische und funktionale Ähnlichkeit von Stadtbildern konstitutiv für den Hanseraum, sondern das Netz menschlicher Beziehungen und des kulturellen Transfers, die nicht zuletzt in alltagshistorischen Artefakten sichtbar gemacht werden können. Ein Exemplum der „Raumkonstruktion in den Briefen eines livländischen Magnaten Ende des 18. Jahrhunderts“ (S. 241–253) statuiert Tiit Rosenberg anhand des eher kaufmännisch geprägten Horizonts eines der größten Gutsbesitzer in Livland, Carl von Liphart. Auf die politische Dimension der Raumbildung in Nordosteuropa verweist der Beitrag von Jens E. Olesen, „Nordosteuropa in der Zeit der Kalmarer Union. Dänische Versuche zur Revindikation Estlands“ (S. 223–240) im 15. Jahrhundert. Vielleicht ist es spezifisch für die Region, dass sich „realpolitisch“ wenig wirksame Initiativen sehr wohl als „wichtige Phasen eines Jahrhunderte währenden Grundmusters zwischen Skandinavien und dem Baltikum“ (S. 240) für das Mittelalter und die Frühneuzeit einordnen lassen. Damit erschöpfen sich freilich nicht die „Elemente der Raumkonstruktion Nordosteuropas“, weitere werden in diesem Band allerdings in den Objekt- und Subjektraum verwiesen.

Raumbildung über die Beschreibung seiner Grenzen ist notwendig – und verführerisch zugleich. Nur so wird das Objekt des Interesses konkret, aber auch angreifbar. In fünf Beiträgen werden Beispiele der Einhegung des Raums gegeben. Ihnen allen drängt sich das „historische Material“ in Form von kulturhistorischen Katego-

rien und historiografischen Traditionen als Maßstab der Grenzziehung auf. Mit interessanten Ergebnissen. Jukka Korpela stellt „Die schwedische Ostgrenze von Nöteborg bis Kardis 1323–1660“ vor, um ihre Eigenschaften im Untertitel gleich mehrfach in Frage zu stellen: „Kirchengrenze, politische Grenze oder Kulturgrenze? Eine Region des Ost-West-Gegensatzes?“ (S. 267–286). Der Autor betrachtet die schwedisch(finnisch)-russische Grenze als „eine historische Tatsache seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts“ (S. 285), deren räumlich diffuser, in der zeitgenössischen Wahrnehmung der Anwohner kaum präsenter Charakter aber erst sichtbar wird, wenn man es schafft, die dicken Schichten der ideologischen und historiografischen Überfrachtung abzutragen. Die Stilisierung des Prozesses der Territorialisierung der Staatsgewalt zu einem „Machtkampf zwischen zwei Nationen oder zwei Kulturkreisen“ (S. 278) ist ebenfalls ein historisches Faktum, aber ein zeitlich versetztes. Mit einem interessanten Fall der Rückprojektion zivilisatorischer Grenzen beschäftigt sich Anti Selart in „Russen und Rus’ in den livländischen Quellen um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert“ (S. 287–296). Um das Ganze geht es in dem Beitrag von Jūratė Kiaupienė „Das Großfürstentum Litauen und Nordosteuropa“ (S. 297–307) deswegen, weil es um die nordosteuropäische Ausrichtung Litauens in der Phase seiner Christianisierung und Staatsgründung geht, sowie um die Möglichkeit eines gegen Russland gerichteten Bündnisses mit Schweden (im Vertrag von Kėdainiai 1655), das Litauen von der Union mit Polen entpflichtet hätte. Der Autorin geht es um eine „neue Einschätzung der lang andauernden Kontakte [Litauens] mit Nordosteuropa“, die auch die Geschichte des Großfürstentums stärker in Nordosteuropa verankern würde, als die Fixierung auf die polnisch-litauische Union es zulässt. Ein solcher Wechsel der Perspektive kann sehr anregend sein. Darauf, dass der Historiker ohnehin mit Perspektivwechseln leben muss, verweist Aleksandr Myl’nikov, der den Begriff „Nordosteuropa“ ablehnt, weil dieser geografisch das aus der „Novgoroder ‚Republik‘“ hervorgehende „Nordwestrussland“ vereinnahmt, das nicht dazu gehöre (S. 308). Im weiteren Verlauf seines Beitrags „Nordosteuropa – Raum ethno-kultureller Synthese: Vom Frühmittelalter bis in die Frühe Neuzeit“ (S. 308–320) konzentriert sich Myl’nikov dann auch tatsächlich auf den russischen Nordwesten, dessen polyethnischer Charakter dazu beigetragen habe, dass Russland kein monoethnischer Staat geworden sei. Einen besonders anregenden Ansatz für das Umschreiben nordosteuropäischer Erfahrung wählt Janis Kreslins, indem er am Beispiel einer gleichsam überkonfessionellen Erbauungsliteratur die

These formuliert, dass das „wechselseitige Engagement“ zwischen der lutherischen und der katholischen Welt „zu der Entstehung eines Sinns gemeinsamer Identität und Kompatibilität in diesem Teil von Europa beigetragen hat“ (S. 321). In seinem Beitrag „Konfessionelles Engagement und Historische Identität: Religion, Kommunikationskultur und ‚Nordosteuropa als Geschichtsregion‘“ (S. 321-330) macht Kreslins den Umgang mit konfessionellen Binnengrenzen der Region zu einer Kategorie ihrer Außengrenzen – ein Verfahren, über das es sich nachzudenken lohnt.

Im gewissen Sinne ist Nordosteuropa ein „Objektraum“ *par excellence*. Dieser Raum definiert sich als ein formbares Objekt der Begierde seiner Nachbarn, als Ort einer wie auch immer verstandenen Hegemonie oder Fremdherrschaft. Auf den Punkt bringt es Robert Schweitzer, der in seinem Beitrag einer Frage nachgeht, die ihrerseits eine Geschichte hat, aber bis in die Gegenwart immer wieder neue Antworten liefert: „Nordosteuropa: Ergebnis ‚unvollendeter Penetration‘ oder ‚korrekten Nachfolgestaatsverhaltens‘?“ (S. 378-391). Dieser Ansatz erlaubt es Schweitzer, Nordosteuropa als eine historische Region zu sehen, der Hegemonialansprüche Schwedens, Deutschlands, Polens oder Russlands nichts anhaben konnten, solange sie die Provinzen dieser Region nicht nationalstaatlich zu vereinnahmen versuchten, d.h. solange „diese Mächte diese Gebiete nur unvollendet zu penetrieren vermochten“ (S. 390). Weltgeschichtlich habe sich die sowjetische Hegemonie als Episode erwiesen und das Selbstbewusstsein Nordosteuropas nicht dauerhaft unterdrücken können. (S. 390 f.) Während also die Staaten Nordosteuropas jetzt damit beschäftigt sind, „korrektes Nachfolgestaatsverhalten“ an den Tag zu legen, behandeln alle anderen Beiträge dieses Abschnitts verschiedene Formen der „unvollendeten Penetration“ oder des misslungenen Hegemonialbestrebens. Letzteres ist im Beitrag von Reinhard Nachtigal „Russlands Interesse am westlichen Weißmeergebiet (bis 1941)“ (S. 412-432) nur für die sowjetische Phase nachzuweisen, da der Zarenstaat gegenüber Karelilien weitgehend inaktiv geblieben sei, und auch in der Sowjetzeit sei „die Durchdringung des Raumes durch die Hegemonialmacht unvollkommen – trotz des [1915 begonnenen] Baus der Murmanbahn“ (S. 431). Die Baltischen Länder erlebten eine ganz andere Form der ‚Integration‘ in die Sowjetunion. Doch kommt auch Olaf Mertelsmann in seiner Beschäftigung mit der „Sowjetisierung als Faktor nordosteuropäischer Geschichte. Das Beispiel Estland“ (S. 433-444) zu dem Ergebnis, dass sich dabei durchaus „von einer ‚unvollkommenen Penetration‘ durch die Sowjetunion sprechen“ lässt (S. 444). Trotzdem soll-

te man im Gegengewicht die Erkenntnisse von Karsten Brüggemann beachten, der anschaulich und präzise „Das Baltikum im russischen Blick: Russland und sein Anspruch auf die baltischen Staaten in der Perspektive des 19. Jahrhunderts“ (S. 392-411) darstellt, als ein Prozess der Aneignung der Geschichte einer Region, die zugleich territorial, administrativ und – mit Hilfe kolonialer Denkfiguren – auch zivilisatorisch angeeignet wurde. Die russische Aneignung Nordosteuropas über Nordwestrussland hinaus ist eine bis heute nicht aufgegebene Denkfigur.

Bevor Nordosteuropa als Objektraum Russlands in den Blick genommen wird, gehen zwei Beiträge des behandelten Abschnitts einer nicht nur „unvollendeten“, sondern einer auch ‚ungewollten Penetration‘ Nordosteuropas durch die polnisch-litauischen Adelsrepublik nach. Hier standen den livländischen Interessen des Königshauses der Wasa die Sorgen des polnischen Adels um die wachsende Macht des Königs im Wege, wobei sich die Interessen Litauens in diesem Zusammenhang anders darstellten als die Polens. In luzider Knappheit behandelt Jürgen Heyde „Die Livlandpolitik der polnisch-litauischen Adelsrepublik“ (S. 333-342) während der 60 Jahre polnischer Herrschaft über Livland von 1561 bis 1621. Bogusław Dybaś wiederum geht mit dankenswerter Klarheit einem historisch-rechtlich komplexen Sachverhalt nach. „Polen-Litauen und Livland im 17. und 18. Jahrhundert – drei Formen ihrer Verbindung“ (S. 343-352) meint die Gebiete und politischen Einheiten „Polnisch-Livland“ (Lettgallen), Herzogtum Kurland und den Kreis Pilten, womit auch der Reichtum politischer Existenzformen im frühneuzeitlichen Nordosteuropa jenseits (späterer) nationalstaatlicher Phantasielosigkeit sichtbar wird. Die wesentlich andere Interessenlage Schwedens ‚in Geschichte und Gegenwart‘ behandelt nachdenklich Kristian Gerner. In seinem Beitrag „Nordosteuropa und schwedische Großmachtpolitik: Reflektionen zum historischen Bewusstsein“ (S. 353-367) geht er kritisch eben jenem schwedischen historischen Bewusstsein nach, das den historischen Kontrollwillen Schwedens über Nordosteuropa unkritisch reproduziert und die Rolle anderer Staaten und Kulturen, die diesen Teil Europas zu einem ‚offenen System‘ gemacht haben, geflissentlich übersieht. Einen dieser nicht nur schwedischen „weißen Flecke“ im historischen Bewusstsein schließt Michael North, indem er an „Die Niederlandisierung des Ostseeraumes“ (S. 368-377) im 16.-17. Jahrhundert erinnert.

Im vierten Schritt wird, wie bereits erwähnt, „Nordosteuropa als Subjektraum“ behandelt. Hier wurden nur drei Beiträge subsum-

miert, womit vielleicht auch deutlich wird, dass Nordosteuropa als Identitätsraum ein sperriges Gebiet ist. Die Frage, die Michael Garleff an ein, wie es scheint, abgeschlossenes Kapitel der Geschichte stellt, ob die „Deutschbalten als Träger eines nordosteuropäischen Identitätsgedankens?“ (S. 452-457) betrachtet werden können, muss er angesichts der Prädominanz einer sonst nur „die Partikularität der Provinzen übergreifenden gesamtbaltschen Vorstellung“ (S. 456) der Deutschbalten im 19./20. Jahrhundert verneinen. Auch die von Kalervo Hovi an die Zwischenkriegszeit gerichtete Frage „Nordosteuropa als Akteur: War die ‚Randstaatenpolitik‘ eine Illusion oder versäumte Chance?“ (S. 447-451) ermuntert nicht zu einer kontrafaktisch positiven Antwort. Gleichsam entkrampfend ist daher der Beitrag von Jörg Hackmann, in dem er – ohne Fragezeichen – den Zusammenhalt dieser Region in ihrer jüngeren Geschichte unter den Titel „Vom Objekt zum Subjekt. Kleine Nationen als konstituierender Faktor der Geschichte Nordosteuropas“ (S. 458-483) stellt. Hackmann nimmt dankenswerterweise mehr Raum in Anspruch, um die Attraktivität der Kategorie „Kleinheit“ im Kontext der Mächtestruktur des Ostseeraums zu erläutern. Er fasst den Mut, um alle Ostseeanrainer außer Deutschland und Russland, also einschließlich Polens und Schwedens, als „kleine Nationen“ zu definieren und – unter Ausklammerung des konkurrierenden Begriffs des „Nordens“ – die Mentalität der „Kleinen“ als Baustein zu einer neuen Karte der Ostseeregion zu erklären. Einen Eckpunkt in der Mentalität der Kleinen sieht Hackmann in der „Absenz äußerer Macht“ (S. 478), einer Absenz, die zur Schaffung neuer kultureller und sozialer Werte befähigt, oder vielleicht nur befreit. Ich halte es für einen sehr interessanten zivilgesellschaftlichen Ansatz von eben dem Palimpsest-Charakter, zu dem es bislang durch die Hegemonie nationalstaatlichen Machtdenkens verurteilt war. Vorausgesetzt, die tatsächlichen und potentiellen Hegemonialmächte bleiben einsichtig und die Lust auf vollendete Penetration kehrt nicht zurück.

Zwei Beiträge runden diese verschiedenen Annäherungsversuche an Nordosteuropa ab: zum einen der bereits bekannte Text von Matti Klinge „Der Ostseeraum als Kulturraum“, in dem er zur Definition des Raums auf drei Begriffspaare zurückgreift: 1. Imperium und Peripherie; 2. Stadt und Land; 3. Deutsches und Nichtdeutsches; zum anderen Marko Lehti, der sich um die Erforschung der Raumkonstruktionen in Nordosteuropa insbesondere der Zwischenkriegszeit verdient gemacht hat und hier noch einmal die historiografischen Konstruktionen kritisch überprüft: „Paradigmen ostseeregionaler Ge-

schichte: Von Nationalgeschichten zur multinationalen Historiographie“ (S. 494-510). Im Ergebnis ermutigt der Band, über Räume nicht nur ideologiekritisch und diskurshistorisch nachzudenken. Historische Regionen erweisen sich als Behausungen komplexer Phänomene, als Bezugspunkte eigener Erfahrung und als Kommunikationsräume, aus denen Neues hervorgehen kann. Im Beitrag „Im Zentrum Nordosteuropas“ (S. 29-41) erläutert Klaus Zernack anhand von Estland, wie „der Blick in die Geschichte eines ‚kleinen Volkes‘ im Zentrum einer Großregion orientierend wirken“ könne, „wenn dieser Blick nicht in Schwärmerei und Nostalgie stecken bleibt“ (S. 41). Dasselbe gilt für die kleine Großregion Nordosteuropa, nachdem, wie Zernack es formuliert, „der letzte Platzhalter des *Ancien Regime* an der Ostsee, die imperialistische Sowjetunion ... sich einfach auf[gelöst hat].“ (S. 40)

Der Behandlung des Geschichtsraums „Nordosteuropa“ unter den genannten vier verschiedenen Gesichtspunkten wird ein Abschnitt mit acht Beiträgen vorausgeschickt, die allesamt dem in Reval geborenen Historiker dänischer Herkunft Paul Johansen (1901–1965) aus Anlass seines 100. Geburtstags 2001 gewidmet sind. Sein Wirken im Stadtarchiv Reval (1924–1939) und an der Universität Hamburg (1941–1965) war grundlegend für das Verständnis Nordosteuropas als einer offenen Region, in der Estland, das Baltikum und die Ostsee, in der die „deutsche und die undeutsche“ Geschichte gleichermaßen Objekte historischer Forschung und Bestandteile der Region darstellten. Die ihm gewidmeten Beiträge sind überwiegend autobiografisch fundiert und spiegeln damit die Erinnerung ihm nahe stehender Menschen wider. Von diesem Zugang weichen nur zwei interessante Studien ab: die eine von Lea Kõiv über Johansens Karriere mit Hindernissen am Stadtarchiv Reval („Paul Johansen und das Stadtarchiv Reval/Tallinn“, S. 45-59) sowie die Studie von Jüri Kivimäe über die Gründe des Nicht-Zustandekommens einer Berufung Johansens 1939 auf die Professur für mittelalterliche Geschichte an der Universität Tartu („Fremdenangst und/oder akademische Intrige?“, S. 60-71). Johansen entschied sich nach dem Bekanntwerden des deutsch-sowjetischen Umsiedlungsabkommens, zusammen mit den Deutschbalten, Estland zu verlassen. Die Tochter Johansens, Ulla Johansen, die 1939 zwölf Jahre alt war, schildert und reflektiert anschaulich die Laufbahn ihres Vaters und die Geschehnisse der Familie in den Jahren des Zweiten Weltkriegs, wobei Ausführungen zum Unbehagen ihrer Eltern im deutsch besetzten Posen sowie über die aus ihren Wohnungen vertriebenen Polen besonders im Gedächtnis haften bleiben (S. 85-102). Eugen Helimski, der 2007 verstorbene Nachfolger Paul Jo-

hansens am Institut für Finnougristik und Uralistik der Universität Hamburg, erinnert an die besonderen etymologischen Verdienste des Historikers, der nicht minder auch ein Philologe war (S. 72-84). Heinz von zur Mühlen beschreibt seine Zusammenarbeit mit Johansen in den 1950er Jahren in Hamburg, aus der das gemeinsam verfasste Buch „Deutsch und Undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval“ (erschienen 1973) hervorgegangen ist (S. 103-111). Der letzte Assistent Johansens in Hamburg und sein späterer Nahfolger, Norbert Angermann, erinnert anhand von ungedruckten Quellen an die Kontroverse zwischen Paul Johansen und Leonid Arbusow jun., die infolge des Aufsatzes von Johansen über „Die Bedeutung der Hanse für Livland“ (1941) über die Bewertung der historischen Rolle der Bürger sowie der Geistlichen und der Ritterschaften in Livland entbrannt war (S. 112-118). Die Betonung der Bedeutung der Hanse im Baltikum konnte auch als Beitrag Johansens zu einer Überhöhung der Rolle des deutschen Kaufmanns in der wirtschaftlichen Erschließung des europäischen Ostens verstanden (oder missverstanden) werden. Daran erinnert Klaus Friedland, der Johansen vor diesem Vorwurf schützt und an seine „wertungsfreie Gegenüberstellung von Deutschen auf der einen und Esten, Letten, Liven auf der anderen Seite“ (S. 129) erinnert (S. 126-130). Der estnische Historiker Enn Tarvel schließlich, für den Paul Johansen „der erste Siedlungshistoriker Estlands“ (S. 119) war, schreibt diesem eine zentrale Rolle für die Geschichtsschreibung Estlands überhaupt (S. 119-125) zu. In der „siedlungs- und agrargeschichtlichen Forschung“ Johansens – und da bereits in seiner Dissertation „Siedlung und Agrarwesen der Esten im Mittelalter. Ein Beitrag zur estnischen Kulturgeschichte“ von 1925 – wurde, so Tarvel, „der estnische Bauer zu einem aktiven Faktor der Geschichte“ (S. 124). Nur so wurde es möglich, die Emanzipation der Geschichte Estlands aus der Bevormundung durch die deutschbaltische Historiografie einzuleiten, eine Aufgabe, der die estnischen Historiker selbst ursprünglich „nicht gewachsen“ (ebenda) waren.

Die Tagung erinnerte 2001 an den 100. Geburtstag Paul Johansens. Der 2006 erschienene Band „Nordosteuropa als Geschichtsregion“ ist Klaus Zernack zu seinem 75. Geburtstag gewidmet. Er wird auch an Zernacks 80. Geburtstag 2011 als eine wichtige Etappe der Beschäftigung mit der Region Nordosteuropa seine Frische behalten.

Andreas Lawaty, Lüneburg

Perceptions of Loss, Decline and Doom in the Baltic Sea – Untergangsvorstellungen im Ostseeraum, hrsg. v. Jan Hecker-Stampf, Aino Bannwart, Dörte Brekenfeld u. Ulrike Plath. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2004, 403 S. (Die Ostseeregion: Nördliche Dimensionen – Europäische Perspektiven. 1).

Untergangsszenarien und -wahrnehmungen sind ebenso ein integraler Teil von Kulturen wie Utopien oder Zukunftsvisionen. Zwischen beiden gibt es einen unmittelbaren Zusammenhang: in jedem Krisenentwurf steckt auch die Zukunft. Damit spielen sie auch eine wesentliche Rolle in der kollektiven Bewältigung gesellschaftlicher Traumata, wobei diese nicht selten in größere religiöse oder säkulare Sinnzusammenhänge eingebettet werden. In einer Zeit, in der Region-Building oder neuer Regionalismus in aller Munde sind, liegt es daher nahe, auch diese Schattenseiten regionaler Identitätsbildung in den Blick zu nehmen.

Ein aus einer internationalen Winterschule, die im Februar 2003 in Greifswald stattfand, hervorgegangener Sammelband widmet sich Untergangsvorstellungen im Ostseeraum. Dies liegt durchaus nahe. Gerade weil es sich hier um eine Region handelt, deren Gemeinsamkeiten nach dem Fall des Eisernen Vorhangs neu gesucht werden mussten, lässt sich an diesem Beispiel das Zusammenspiel von Verlusterfahrungen und -ängsten einerseits und Identitätsfindungsprozessen andererseits gut nachvollziehen.

Besonders zwei theoretisch geprägte Beiträge geben die Grundproblematik vor. Nils Erik Forsgård und Andreas Urs Sommer erinnern daran, dass Untergangsprozesse letztlich multikausal determiniert sind und Aufstieg und Niedergang darüber hinaus nur innerhalb von bestimmten Deutungsmustern als das eine oder andere erscheinen. Auf diese Weise kann fast jede historische Episode als Erfolgs- oder Misserfolgsgeschichte erzählt werden. Leider wurden diese Gedanken in den wenigsten der 23 Beiträge berücksichtigt. Eine größere Sensibilität für die Relativität des Untergangskonzeptes hätte helfen können, diesen tatsächlich im Rahmen der zeitgenössischen Diskurse zu untersuchen oder zu versuchen, Erfolgsgeschichten in Untergangsgeschichten bzw. umgekehrt Aufstieg im Niedergang zu entdecken. Dies geschieht jedoch nur in wenigen Beiträgen: Robert Schweitzer etwa legt dar, wie im finnischen nationalen Diskurs die Niederlage im Russisch-Finnischen Krieg 1808/09 zu einem Sieg für die finnische Sache umgedeutet wurde, da sie Finnland die Autonomie brachte, während die schwedische Seite, wie Stefan Gammelien darstellt, in

der Union mit Norwegen ein neues Selbstbild fand, in dem die russische Bedrohung eine wichtige Funktion innehatte. Auch Jan Hecker-Stampehl bürstet in diesem Sinne in einem originellen Beitrag die Erfolgsgeschichte der nordischen Kooperation gegen den Strich, indem er zeigt, mit welchen Projekten sie Schiffbruch erlitt (etwa mit der Wirtschaftsunion NORDEK). Berndt Henningsen widmet sich dagegen mit den traumatischen Ereignissen des Mordes an Olof Palme, der Katastrophe von Černobyl, des Untergangs der „Estonia“ und des Mordes an Anna Lindh Verlufterfahrungen, deren Aufarbeitung immer mangelhaft geblieben sei. Eine Dynamik konstatiert Jörg Hackmann in Bezug auf die Auseinandersetzung mit der Zerstörung historischer Monumente in den Städten Lübeck, Stettin, Danzig, Riga und Narva. Wurde der Verlust hier zunächst als unumkehrbares Schicksal begriffen, konservierte man ihn später als Erinnerung, um schließlich zu Strategien der Rekonstruktion des Verlorenen zu gelangen.

Im Gegensatz zu diesen Beiträgen stehen in einigen anderen Aufsätzen weniger Untergangsvorstellungen als vielmehr die Suche nach Verlorenem im Vordergrund. So begreift Verena Hupatsch in ihrem Beitrag über den Untergang des Dominikanerordens im Ostseeraum den Verlust aus der Perspektive der Historikerin, die anhand von verbliebenen Gebäuden und Artefakten versucht, mönchische Traditionen im Ostseeraum zu rekonstruieren. Auch Henrike Kornmilch, die nordeuropäische Madonnendarstellungen als Symbolisierung des Sieges des Christentums über die Reste der slavisch-heidnischen Welt interpretiert, geht allenfalls sehr indirekt auf die damit verbundenen Untergangsvorstellungen ein.

Eine ganze Gruppe von Beiträgen beschäftigt sich primär mit der Art und Weise, wie das Ostseegebiet als eigener Raum konstruiert wurde, der unterschiedliche Staaten und Menschen ein- und ausschloss (die Ostsee als sich stetig wandelnden ökologischen Raum behandelt Hansjörg Küster in einem eigenen Beitrag). Untergangsvorstellungen spielen hier allenfalls eine sehr untergeordnete Rolle. Während der Norden, wie Hendriette Kliemann darstellt, seit Peter dem Großen auch Russland umfasste, fand im 19. Jahrhundert aus unterschiedlichen Gründen eine Differenzierung des Begriffs statt, die das Ende eines gemeinsamen Bildes des Nordens bewirkte. Ralph Tuchtenhagen legt dagegen dar, wie die deutsche Geschichtsschreibung zwischen 1890 und 1945 Russland grundsätzlich aus ihrem eigenen Konzept des „Nordens“ ausschloss und die Ostsee in selbstlegitimatorischer Absicht zu einer „germanischen See“ erklärte. Nationale Protagonisten wie Ernst Moritz Arndt sprachen den Russen wie

auch den Polen schlankweg jegliche „Seebegabung“ ab und gliederten den Ostseeraum in größere Konzepte des deutschen Lebens- und Herrschaftsraums ein.

Eine ganz andere, aktuellere Umdeutung des Ostseeraums behandelt Pami Aalto. Er legt dar, dass Konzepte wie „Northern Europe“ oder „Wider Europe“, welche die EU nach 1991 verfolgte, tatsächlich dazu führten, den Staaten des Ostseeraums Positionen in einem Kategoriensystem zuzuweisen, deren Wertigkeit sich durch die Nähe oder Ferne zum EU-Zentrum definiere. Die Resultate von staatenübergreifenden Projekten der Regionsbildung, wie sie vorher betrieben worden waren, seien auf diese Weise in Gefahr, rückgängig gemacht zu werden. Umgekehrt zeichnet Aino Bannwarts Aufsatz die Orientierung der Baltischen Staaten an der EU, der NATO und den USA nach, die als Reaktion auf den Kollaps der Sowjetunion verstanden werden müsse, durchaus aber auch wieder zugunsten regionaler Identitäten abgeschwächt werden könne. Noch klarer analysiert Marta Reuter in ihrem Beitrag über regionale Identität im Ostseeraum, wie die europäische Integration allein schon deshalb von einem Prozess der Abgrenzung und Angst begleitet werde, da Differenzen nun sichtbarer würden. Auch seien einige regionale und nationale Mythen nur schwer einzubinden, etwa die skandinavische Vorstellung, der Norden sei etwas Nicht-europäisches, Nicht-katholisches, Kleines und Sozialdemokratisches.

Die Möglichkeiten unterschiedlicher Identitäten, welche diese Raumkonstruktionen ermöglichten und ermöglichen, bilden das Thema einer Reihe von weiteren Beiträgen, die mit einem Aufsatz von Johanna Oksala über den postmodernen Verlust von Identitäten auch theoretisch behandelt wird. Die weiteren konkreten Forschungen behandeln ein breites Spektrum an Themen. Während Dörte Brekenfeld anhand von apokalyptischen Wandgemälden des späten Mittelalters zeigen kann, wie hier Kleidung als Träger eines regionalen oder überregionalen Stils fungierte, präsentiert Ulrike Plath ein Verhältnis der deutschbaltischen Oberschicht im Baltikum zu den Esten und Letten, das von Abgrenzungsbestrebungen und Untergangsängsten geprägt war. Ein aktuelleres Beispiel behandelt Asta Vonderau in einem Aufsatz über die Angst vor kulturellem und nationalem Untergang in der deutschen Migrationsdebatte. Ihr normativer Schluss, der Ostseeraum müsse als transnationaler Raum verstanden werden, zu dessen vielfältigen Eigenschaften auch Multikulturalität und Multinationalität gehören, folgt allerdings eher allgemeinen Erwägungen als einer genaueren Analyse der dortigen Gegebenheiten.

ten und Möglichkeiten. Pessimistischer äußern sich Maria Goloubeva und Diana Ieleja in einem instruktiven Aufsatz über entsprechende Ängste in Lettland, welche die Perspektive sowohl der Mehrheits- als auch der Minderheitsbevölkerung mit einbezieht. Während ihrer Meinung nach die lettische Intelligenz derzeit keine Visionen einer lettischen Kultur fördert, die in der Lage wäre, fremde Elemente zu integrieren, formulieren auf der anderen Seite auch die russischen Medien keine Bedingungen, unter denen eine solche Integration für die russischsprachige Bevölkerung akzeptabel wäre.

Nicht überall gelingt es, Besonderheiten des Ostseeraums festzustellen. Während Indre Pikturniene die Auswirkungen globaler Werbestrategien von vornherein nur in ihrer Auswirkung auf nationale Kulturen, nicht auf den Ostseeraum untersucht, muss auch Catherine-F. Gicquel bei ihrer Analyse von Wahlmanifesten in Schweden, Deutschland und Estland bei den Parlamentswahlen vom September 2002 und März 2003 letztlich feststellen, dass es hier nur wenige Verweise auf eine gemeinsame Region gibt. Auch Mindaugas Jurkynas kann über die litauische Politik wenig mehr mitteilen, als dass der antikommunistische Diskurs ab 1997 eine schwindende Rolle einnahm und die wertegeleitete Politik einer pragmatischen Politik gewichen sei – der Ostseeraum wird nicht thematisiert.

Insgesamt enthält der Sammelband eine Reihe lesenwerter Beiträge, bringt sie aber zu wenig in einen einleuchtenden Zusammenhang. Viele der Einzelbeiträge weisen allenfalls Familienähnlichkeit auf, und auch das Oberthema erscheint mitunter wie ein zufälliger Stichwortgeber, nicht aber als konzeptionelle Richtschnur. Seine Kernelemente, nämlich der Ostseeraum und die Untergangsvorstellungen, finden sich nur im Ausnahmefall in den Einzelanalysen vereint. Sie aus den Beiträgen herauszufiltern und aufeinander zu beziehen bleibt auf diese Weise dem Leser überlassen. Das ist zu bedauern, denn gerade in dieser Verbindung lag die innovative Chance des Sammelbandes.

David Feest, Göttingen

The Reception of Medieval Europe in the Baltic Sea Region. Papers of the XIIth Visby Symposium held at Gotland University, Visby, hrsg. v. Jörn Staecker. Visby: Gotland University Press 2009, 494 S. (Acta Visbyensia. 12).

Acht Jahre nach dem im September 2001 abgehaltenen 12. Visby-Symposium erschien 2009 der vorliegende Band, „The Reception of

Medieval Europe in the Baltic Sea Region“, der die Ergebnisse jener Tagung präsentiert, die gleichzeitig auch den Abschluss des Mitte der 1990er Jahre initiierten Forschungsprojekts „Culture Clash or Compromise – The Europeanisation of the Baltic Sea Area 1100–1400 AD“ bildete. Ungeachtet der verspäteten Drucklegung haben die grundlegenden Fragestellungen des CCC-Projekts – die Einbindung der Ostseeregion in europäische Strukturen, die Begegnung zwischen Einheimischen und Fremden und die gesellschaftlichen Umwälzungen während des Mittelalters (vgl. S. 10 f.) – nichts an Relevanz verloren, sodass der Sammelband wichtige Fragen der aktuellen Forschung anzusprechen vermag. Insgesamt 23 Aufsätze, wobei ca. je die Hälfte auf Deutsch und Englisch verfasst sind, versuchen die verschiedenen Aspekte einer „Europäisierung“ des Ostseeraumes im Mittelalter zu beleuchten. In Folge sollen die nach Ansicht des Rezensenten maßgeblichen Beiträge umrissen werden.

In seinem Vorwort kündigt der Herausgeber, Jörn Staecker, seinen Leserinnen und Lesern ein „wissenschaftliches Potpourri“ an, denn die Vielfalt verschiedener Zugangsweisen sei „gewissermaßen ein Markenzeichen des CCC-Projekts geworden“ (S. 10). Angesichts der sattsam bekannten Schwierigkeiten, Tagungsbeiträge für die Veröffentlichung inhaltlich aufeinander abzustimmen, scheint Staecker die Flucht nach vorne anzutreten, von vornherein auf einen thematischen Schwerpunkt zu verzichten und Vielseitigkeit zum Programm zu erheben.

So uneinheitlich, wie Staeckers Vorwort erwarten bzw. befürchten lässt, fällt der Band bei näherer Betrachtung aber dann doch nicht aus. Dass ein thematischer roter Faden bei 23 methodisch sehr unterschiedlichen Aufsätzen nicht so einfach ist, ist klar, aber dem Herausgeber gelingt es trotzdem immer wieder, mit inhaltlich verknüpften Beiträgen deutliche Akzente zu setzen. Mit der Ankündigung eines „wissenschaftlichen Potpourris“ verkauft sich der Band etwas unter seinem eigenen Wert, denn die punktuelle inhaltliche Schwerpunktsetzung vermag durchaus zu überzeugen.

Dies gilt vor allem für die erste Sektion, „Politics“: Lars Hermanson und John H. Lind widmen ihre Beiträge politischen Akteuren, die in der mediävistischen Forschung bislang zu wenig Beachtung gefunden haben, und verdeutlichen dadurch, dass eine politische Geschichte der Region über die unmittelbaren Ostseeanrainer hinausgehen muss. Hermansons Aufsatz hat die norwegische Ostseepolitik des 12. Jahrhunderts zum Inhalt, er erläutert die soziopolitische, militärische und ideell-symbolische Bedeutung des Stützpunktes Kungahälla und schil-

dert schließlich die Gegenreaktion der Wenden, die die Plünderung von Kungahälla im Jahr 1135 zur Folge hatte. Auch Lind thematisiert die Reaktion der Ostseeanrainer auf externen Druck, wobei jener in seinem Fall von einem weitaus exotischeren Akteur als den Norwegern, nämlich den Mongolen ausgeht. Die mongolische Bedrohung hatte eine kurzlebige Allianz ungewöhnlicher Bündnispartner zu Folge, in der sich der Papst mit Novgorod und den eben erst formell bekehrten Litauern zu arrangieren versuchte. Lind gelingt es hierbei, das legendenhafte Bild von Aleksandr Nevskij als unversöhnlichem Gegner der lateinischen Kirche zurechtzurücken und zu zeigen, dass der Fürst von Novgorod einer Kirchenunion gegenüber keineswegs abgeneigt gewesen war (S. 79).

Auch die Forschung von Anti Selart gilt einem unterschätzten und oft zu Unrecht übergangenen Akteur im mittelalterlichen Nordosteuropa, jedoch auf einer personengeschichtlichen Ebene: dem im 13. Jahrhundert in Livland tätigen päpstlichen Legaten Balduin von Alna, dessen Wirken von dem seines prominenteren Zeitgenossen und Kollegen Wilhelm von Modena überschattet wurde. Trotz der eher ungünstigen Quellenlage gelingt Selart eine nuancierte Darstellung von Person und Tätigkeit des Legaten, der in der älteren Forschungsliteratur als Unruhestifter und Intrigant verschrien war. Seitens der lettischen Historiografie wurde Balduin hingegen attestiert, er habe „einen Staat der einheimischen Völker in Livland“ gründen wollen (S. 59). Leider wird dieser außerordentlich interessante Rezeptionsaspekt von Selart nur angedeutet; hier wären weitere Details wünschenswert gewesen.

Dieselbe Tendenz, die mittelalterliche Geschichte des Ostseeraumes durch ungewöhnliche und unerwartete Schlaglichter neu zu beleuchten, wird im fünften und letzten Abschnitt des Buches, „Reality and Fiction“, wieder aufgegriffen. Alvydas Nikžentaitis und Jes Wienberg begeben sich auf das faszinierende Terrain der kontrafaktischen Geschichtsschreibung und überlegen, wie sich die Geschichte Nordosteuropas hätte entwickeln können, wenn bestimmte Schlüsselereignisse anders verlaufen wären. Wienberg spielt die Stärken dieses Genres – dessen Wissenschaftlichkeit, wie er selbst eingesteht, nach wie vor umstritten ist (S. 422), an dessen Attraktivität aber kein Zweifel besteht – gekonnt aus und präsentiert anregende Spekulationen: Hätten die Kontakte zwischen schwedischen Wikingern und dem Kalifat in Bagdad in einer Islamisierung Schwedens im Mittelalter resultieren können? Wie hätte sich die dänische Geschichte weiterentwickelt, wäre Dänemark im Zuge einer forcierten mongolischen

Invasion im 13. Jahrhundert dem Khan tributpflichtig geworden? Derartige Überlegungen eröffnen faszinierende Perspektiven und stimulieren historische Reflexion, wobei sich Weinberg aber weitgehend damit begnügt, solche Fragen aufzuwerfen, ohne die Optionen einer alternativen Geschichte näher auszuführen.

Auch Nikžentaitis kündigt kontrafaktische Überlegungen an, wobei sich sein Aufsatz der Frage widmet, wie die Geschichte Livlands ohne fremde Einmischung verlaufen wäre und ob eine Europäisierung des Landes auch ohne deutschen oder skandinavischen Einfluss möglich gewesen wäre. Allerdings beschränkt sich Nikžentaitis weitgehend darauf, die Aspekte der Europäisierung Litauens im Bereich der Alltagsgeschichte, der Religion und des Kriegswesens zu dokumentieren – als Beispiel einer weitgehend autarken Entwicklung einer baltischen Ethnie – in der impliziten Annahme, die Entwicklung Livlands wäre ohne äußere Einflussnahme ähnlich verlaufen. Auch wenn Nikžentaitis' Beitrag inhaltlich überzeugt, ist nicht ganz ersichtlich, warum ihm eine erzwungen wirkende kontrafaktische Fragestellung übergestülpt wurde, anstatt ihn offen als deskriptiven Beitrag zur Geschichte Litauens zu deklarieren.

Die beiden Sektionen „Politics“ und „Reality and Fiction“, die alternative Betrachtungsweisen zur mittelalterlichen Geschichte der Region bis hin ins Spekulative bieten und nach Ansicht des Rezensenten zwei absolute Höhepunkte des Bandes darstellen, umrahmen drei etwas konservativer angelegte Abschnitte: Die Sektion „Burghers and Peasants“ beschäftigt sich mit Urbanisierung und Siedlungsstrukturen, wobei sich dieser Teil aufgrund der primär archäologischen Methodik von den anderen Beiträgen des Bandes abhebt. Der folgende Abschnitt, „Pagans and Christians“, ist wohl derjenige Teil, der die Fragestellung „Culture Clash or Compromise?“ am konsequentesten aufgreift, indem er die verschiedenen Möglichkeiten religiöser Interaktion aufzeigt. Hier ist besonders der Beitrag von Henrik Janson hervorzuheben, der nach dem Gegenüber der Christianisierung, den vermeintlichen „Heiden“, fragt. Janson demonstriert, wie unterschiedlich zeitgenössische Quellen *pagani* und ähnliche Termini nuancieren konnten, deren Bedeutungsinhalt eine große Bandbreite zwischen Heiden, Apostaten und Häretikern abzudecken imstande war. Dementsprechend unangemessen scheint es auch, ein strikt dualistisches Gegensatzpaar Christen – Heiden auf mittelalterliche Quellen zu projizieren.

In der vierten Sektion, „Memoria“, thematisieren die Autoren, primär anhand konkreter Sachquellen (Runensteine, Grabmonumen-

te, Begräbnisbräuche, Friedhofsarchäologie etc.), Fragen der Erinnerungskultur und des persönlichen Gedenkens. Besonders die umfangreichen Beiträge von Bertil Nilsson (über Kindersterblichkeit und Kinderbegräbnisse) und Herausgeber Jörn Staecker (über Runensteine und die so genannten Eskilstunamonumente) vermögen einen äußerst überzeugenden Eindruck zu hinterlassen und haben absolut das Potenzial, in Zukunft als grundlegende Abhandlungen zu ihren jeweiligen Fragestellungen gelten zu können.

Im abschließenden Beitrag des Bandes resümiert Nils Blomkvist die Ergebnisse des CCC-Projekts, wobei er zusätzlich zu den wissenschaftlichen Resultaten auch interessante Einblicke hinter die Kulissen der Forschung bietet: Blomkvist schildert die Genese des Projekts aus dem Geist der 1990er Jahre, geprägt vom Zusammenwachsen des getrennten Europa ebenso wie von der Huntington'schen „Clash of Civilizations“-Ideologie, wobei er kein Hehl daraus macht, dass die Beteiligten das Forschungsprojekt von Anfang an als euroskeptisches Vorhaben den unreflektierten „Wohlfühl-Mythen“ („feelgood myths“) einer europäischen Identitätsbildung gegenüberstellen wollten (S. 434). Der Band wird schließlich durch eine Übersicht der im Rahmen des CCC-Projektes veröffentlichten Publikationen und der darin enthaltenen Beiträge abgerundet.

Obwohl „The Reception of Medieval Europe in the Baltic Sea Region“ insgesamt einen durchweg positiven Eindruck hinterlässt, müssen doch einige Details beanstandet werden: Die Zuordnung der einzelnen Beiträge zu den fünf Sektionen ist nicht immer nachvollziehbar – so werden die thematisch eng miteinander verknüpften Aufsätze von Henrik Williams und Jörn Staecker, die sich beide mit der Interpretation von Runensteinen beschäftigen, auseinander gerissen und eher willkürlich auf die Sektionen „Pagans and Christians“ bzw. „Memoria“ verteilt. Einige Aufsätze – dies gilt vor allem für den Beitrag von Tryggve Siltberg über bäuerliche Siedlungsformen auf Gotland – machen den Eindruck, als wären sie nur oberflächlich für die Veröffentlichung adaptiert worden, und weisen einen Stil auf, der noch sehr an einen mündlichen Vortrag erinnert. Hier wäre eine gründlichere Überarbeitung wünschenswert gewesen.

Der schwerwiegendste Kritikpunkt betrifft aber die Verwendung problematischer Begriffe, die oft völlig unreflektiert benutzt werden. So attestiert Heiki Valk der Bevölkerung des mittelalterlichen Livlands eine eigene „Mentalität“, die vom Rest Europas verschieden gewesen sei (S. 273). Eine Auseinandersetzung mit der theoretischen Literatur aus dem Bereich der Mentalitätsgeschichte fehlt völlig, die

Verwendung des Begriffes bleibt diffus. Dass die Unterschiede zwischen europäischer und livländischer Mentalität ihre deutlichste Ausprägung ausgerechnet im Bereich ländlicher Begräbnissitten aufweisen sollen, wirkt eher befremdlich und scheint lediglich ein Versuch des Autors zu sein, die Relevanz seines eigenen Forschungsgebiets partout hervorheben zu wollen. Ähnlich unbedarft geht Detlef Kattinger in seinem Beitrag mit Begriffen wie „Nationalbewusstsein“ und „nationale Identität“ um (S. 26). Auch wenn eine ausführliche Stellungnahme zu der komplexen Debatte über die Anwendbarkeit des Nationsbegriffes auf vormoderne Gesellschaften, wie Kattinger selbst einräumt, für einen knappen Konferenzbeitrag viel verlangt wäre, wäre es doch vorteilhaft, wenn der Autor seinen Standpunkt in der Frage nach „Nations before Nationalism“ darlegen könnte.

Trotz solcher punktueller Schwächen fällt der Gesamteindruck des Bandes äußerst positiv aus. Die verspätete Veröffentlichung hat den Beiträgen nichts von ihrer Bedeutung genommen, und die Autorinnen und Autoren wissen vor allem dann zu glänzen, wenn sie durch die Berücksichtigung vernachlässigter Akteure und durch kontrafaktische Spekulationen neue Akzente setzen. Leserinnen und Lesern, denen die Geschichte des mittelalterlichen Ostseeraumes nach langer Forschung spannungsarm und ausgereizt erscheint, werden mit dem Band und den darin enthaltenen Denkanstößen eine Freude haben, und auch Spezialisten im Bereich der Mediävistik sollten auf ihre Kosten kommen.

Stefan Donecker, Florenz

Sankt Petersburg. Schauplätze einer Stadtgeschichte, hrsg. v. Karl Schlögel, Frithjof Benjamin Schenk u. Markus Ackeret. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2007, 439 S.

Der vorliegende Band ist das fortentwickelte Ergebnis eines Studienkurses der ZEIT-Stiftung für junge Osteuropaexperten, durchgeführt unter der Leitung von Karl Schlögel im Sommer 2003 in St. Petersburg. Ziel des Studienkurses war „die Vernetzung des internationalen Nachwuchses der historischen Osteuropawissenschaften und (...) die Erforschung und Erfahrung der Geschichte des europäischen Ostens abseits alter Ideologeme.“ (S. 9) Dies ist in zumindest zweierlei, nämlich in einer zeitlichen und einer räumlichen Hinsicht, gelungen. Zum einen überschreitet die Darstellung von „Schauplätzen einer Stadtgeschichte“ St. Petersburgs die herkömmliche Tabu-

der russländischen „Revolution“ von 1917 und versucht sich an der Entdeckung historischer Kontinuitäten im städtischen Raum vom 19. bis zum 20. Jahrhundert. Zum anderen durchbricht sie dialektisch-materialistische Perspektiven oder deren weichere Varianten: das Denken in sozialen Gruppen, wirtschaftlichen Determinanten und ideologischen Dualismen, indem sie weniger Menschen und ihre Handlungen als vielmehr Räume und Orte in den Mittelpunkt stellt. Andererseits wird, das sei gleich vorweg erwähnt, aus dem Schreiten „abseits alter Ideologeme“ bisweilen auch ein Stolpern: In mehreren Essays wirkt das magische Datum von 1917 implizit dennoch als optischer Knick in der Schauplatz-Brille. Und hin und wieder lugt das altbekannte dualistisch-soziale Schema letztlich doch wieder durch das Netz der Raumanalysen.

Methodologisch folgen die meisten Beiträge Karl Schlögels Flaneur-Perspektive, die er bereits in seinem Petersburg-Buch von 1988¹ entwickelt hat. Sie reihen sich damit ein in jene historiografische Eroberung des Raumes, die seit einigen Jahren von Teilen der Historikerzunft beschworen wird (Stichwort *spatial turn*). In diesem Falle haben sich aber nicht nur Historiker im althergebrachten Sinne, sondern auch Kunst-, Architektur-, Literaturhistoriker, Kartografen und historische Kulturgeografen zusammengefunden, um eine interdisziplinäre und – um im Bild zu bleiben – multiperspektivische Sicht auf den Raum zu gewinnen. Im vorliegenden Band geht es (aus Schlögels Perspektive) wieder einmal darum, die ehemalige Hauptstadt des russländischen Kaiserreiches als Verdichtung europäischer Zivilisation und des europäischen Gedächtnisses zu interpretieren. Das ist nach wie vor reizvoll, auf Dauer aber zu einseitig räumlich-materiell gedacht. Die Abkehr von den herkömmlichen „Ideologemen“ führt zu der Tendenz, Menschen völlig aus der historiografischen Rechnung zu streichen oder sie bestenfalls als Füllmaterial für die erschauten Räume zu betrachten. Schlögels Formel „Im Raume lesen wir die Zeit“ von 2003,² die auch für diesen Sammelband Programm sein soll und häufig zitiert wird, ist durch seine Aussparung des dem Raum und der Zeit verhafteten Menschen als Subjekt der lesenden Wahrnehmung das beredteste Beispiel. Die Formel zeigt *ex negativo* auf einen weiteren Mangel des Bandes: Er verfolgt Ansätze

¹ Karl Schlögel, *Jenseits des Großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne. Petersburg 1909–1921*. Berlin 1988.

² Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. München 2003.

einer historischen Geografie manchmal ohne überzeugende zeitliche Tiefendimension. Abgedeckt wird die Geschichte St. Petersburger „Schauplätze“ über einen historisch relativ kurzen Zeitraum, nämlich das Jahrhundert zwischen ca. 1850 und 1950. Zugegeben: In dieser Zeit hat sich durch Industrialisierung, Säkularisierung, politische Reformen und Umwälzungen, soziale Wandlungsprozesse usw. vieles verändert. Aber erstaunlich vieles ist auch gleich geblieben. Dies zeigt gerade die in zahlreichen Beiträgen gezogene Kontinuitätslinie über 1917 hinaus; hier wird die Zeit oft nicht im Raum gelesen, sondern der Raum bleibt sozusagen unter sich, und die Zeit scheint eingefroren. Dies legen im übrigen auch Schlögels einleitender Essay und einige andere Beiträge des Bandes nahe – nimmt man Schlögels These von der Kopräsenz der städtischen Dinge und Personen in der historiografischen Darstellung/Erzählung ernst: Ein „Schnitt durch die Zeitachse“ wird in keinem der Beiträge wirklich vollzogen; schon deshalb nicht, weil Erzählen immer schon ein Nacheinander von Sätzen und somit sprachlichen Repräsentationen von Dingen und Personen impliziert. Dazu kommt, dass gegenüber der Schilderung synchroner die Darstellung diachroner Raumphänomene überwiegt; wobei diachron nicht automatisch Kausalitäten implizieren muss oder eine Zeitlinie im Sinne eines gerichteten Zeitstrahls meint.

Doch wovon ist eigentlich die Rede? Der Band ist in zehn Abschnitte mit insgesamt 25 Beiträgen gegliedert, die hier natürlich nicht im Einzelnen besprochen werden können. Die ersten beiden Abschnitte „St. Petersburg – Schauplätze einer Stadtgeschichte“ und „Städte lesen“ (Markus Ackeret, Moskau; Frithjof Benjamin Schenk, München; Karl Schlögel, Frankfurt a.d.O.) setzen sich mit methodischen und konzeptionellen Fragen des Bandes auseinander und entwickeln im Wesentlichen die bereits genannten Perspektiven.

Der dritte Abschnitt „Die Stadt Peters“ mit zwei Beiträgen von Frithjof Benjamin Schenk und Wladimir Velminski (Berlin) rekonstruiert die historische St. Petersburg-Topografie des 18. Jahrhunderts und insbesondere die Zeit Peters I. – allerdings ohne sich darüber Gedanken zu machen, ob die „Stadt Peters“ vielleicht auch schon in der Peter-Zeit eine Stadt des Adels, der Kirche, des Militärs, der Kaufleute und Handwerker, der verschiedenen Ethnien, der ausländischen Diplomaten war, die alle ihre jeweils eigenen Orte schufen, und ob diese nicht ihre jeweils eigenen räumlichen Repräsentationen hinterließen.

Schon eher in den breiten zeitlichen Rahmen um 1900 passt der vierte Abschnitt über die „Hauptstadt des Vielvölkerreiches“ mit Beiträgen über das jüdische (Anke Hillbrenner, Bonn), russische (Kath-

leen Klotchkov, Moskau) und deutsche (Reinhard Nachtigal, Freiburg) St. Petersburg, jeweils verdinglicht und exemplifiziert an den sozusagen ethnischen Orten (Gotteshäuser, Schulen u.a.) der Stadt. Hier fragt man sich allerdings, was ein jüdischer, russischer, deutscher, armenischer, polnischer, tatarischer etc. Ort eigentlich sein könnte – außer der Vermutung, dass sich dort Gruppen, die sich selbst als entsprechende Ethnien wahrgenommen haben, öfter aufgehalten haben. Die Konstruktion einer Ethnizität von Orten und Räumen ist hier leider an keiner Stelle zum methodischen Problem geworden.

Der fünfte Abschnitt über „Städtische Synapsen – Außenverbindungen“ mit Beiträgen von Olivia Griese (München), Frithjof Benjamin Schenk, Monica Rütters (Basel) und Jörg Ganzenmüller (Jena) thematisiert Verbindungsorte zwischen städtischem und außerstädtischem Raum: Häfen, Bahnhöfe und Straßen unter den Rahmenbedingungen einer wachsenden Metropole im Zeitalter des Auf- und Ausbaus der Stadt und der Industrialisierung. Sie machen deutlich, dass historische Räume keine festen Größen besitzen, dass die Veränderlichkeit der Reichweite zur Definition historischer Räume gehört, und das bedeutet im Zeitalter der herausziehenden Moderne in St. Petersburg zwischen 1850 und 1950 vor allem, dass sie wachsen, dass ihre Grenzen ins Land expandieren. Die Vehikel solcher Expansion und des durch sie intensivierten Kontakts zwischen Stadt und Land waren die städtisch-peripheren „Synapsen“, wie sie in den vorliegenden Beiträgen beschrieben werden.

Im fünften Abschnitt wird das Kommunikationsthema weiter verfolgt, nun jedoch für den Innenraum der Stadt. Die Beiträge von Matthias Hecke (Münster), Julia Röttjer (Archangel'sk) und Karen Ohlrogge (Hamburg) beschäftigen sich unter dem Rahmenthema „Routen, Trassen, Prozessionen“ mit der Entwicklung der touristischen Wege der Stadt, aber auch mit den Orten sowjetischer Massenfeste und Erinnerungsorten des Stalinismus am Beispiel der ersten Metrolinie von Leningrad.

„Ereignis – Orte – Schauplätze“ lautet der Titel des siebten Abschnitts, der etwas disparate Beiträge von Jannis Panagiotidis (Tübingen), Markus Ackeret und David Sittler (Göttingen) über (raumörtliche) Spuren der Blockade von Leningrad 1941–1944, Vjačeslav Ivanovs „Turm“ als Ort der Intelligencija und den Znamenskaja-Platz als städtischen Ort der „Revolution“ vereint. Der Eindruck der Disparität gilt auch für den neunten Abschnitt über „Orte des Alltags – Orte der Freizeit“, der Essays von Julia Obertreis (Freiburg) und Ilja Utechin (St. Petersburg) über Wohnungen als städtische Orte, über

die Filmlandschaft Leningrads bis zum Zweiten Weltkrieg und über die Gärten St. Petersburgs beinhaltet. Im Einzelnen stellen sie alle interessante Aspekte einer Orts-Historiografie dar, hätten sich aber, an anderer Stelle und in Kombination mit anderen Beiträgen des Bandes, sicher besser synergisiert.

Thematisch und methodisch geschlossener wirkt der achte Abschnitt über „Orte der Macht – Orte der Ohnmacht“ mit Beiträgen von Alexej Leporc (St. Petersburg), Kirsten Bönker (Bielefeld) und Vladimir Lapin (St. Petersburg) zum Alexander- und zum Winterpalast, zur Fontanka und zu militärischen Orten St. Petersburgs. Man fragt sich allerdings, warum sie in der Ordnung der Beiträge so spät angesetzt worden sind, wird doch in den Essays immer wieder betont, wie sehr St. Petersburg-Leningrad eine Stadt der Zaren und des Militärs gewesen ist.

Leider gänzlich verloren wirkt der zehnte Abschnitt, „Epilog“ von Natalja Leбина (St. Petersburg), der plötzlich ganz von der Raumthematik abschweift und „Gedanken über die Bewohner einer Stadt“, nämlich die Leningrader, präsentiert. Gewiss steckt in diesem Beitrag viel Nachdenkenswertes, aber er sprengt völlig den methodischen und thematischen Rahmen des ansonsten im Großen und Ganzen recht geschlossen wirkenden Bandes.

Zum Schluss seien noch einige zusammenfassende kritische Aspekte erwähnt. Die Beiträge haben manchmal Mühe, sich von semiotischen und memorialistischen Fragestellungen zu lösen und sich damit methodisch-konzeptionell von einer inzwischen klassischen Sparte der Historiografie abzusetzen. Dies wird insbesondere in den Abschnitten 3, 4 und 7 deutlich. Ob sie das überhaupt möchten, bleibt allerdings ebenfalls unklar. Der Band bietet einige Bausteine sowohl für topohistoriografische (Stichworte „*géohistoire*“, „Spatiologie“, „Geschichtsregion“) als auch memohistoriografische (Stichworte „Erinnerungsorte“, „Gedächtnisorte“, „historisches Gedächtnis“ etc.) Ansätze. Hier wären methodologische Selbstreflexionen der Autoren und einige kategorisierende Differenzierungen am Platz gewesen, um das Innovative des historiografischen Ansatzes, wie er mit der Raumhistoriografie verfolgt wird, zu unterstreichen.

Fraglich ist Schlögels These, dass Europa um seine Städte kreise, dass Städte „Punkte maximaler Verdichtung all dessen sind, was Zivilisationen und ihre Geschichte ausmacht“ (S. 23). Was soll eine solche Aussage bedeuten angesichts der Tatsache, dass immer noch der größte Teil der Bevölkerung Europas auf dem Land lebt und selbst die in Städten lebende Bevölkerung zu einem guten Teil noch in Kate-

gorien ländlicher sozialer und politischer Verfasstheit denkt (und das gilt in erhöhtem Maße gerade für Russland)? Im Rahmen einer Zivilisationsgeschichte, die das ländliche Leben bewusst ausklammert, wäre gegen Schlögels These nichts einzuwenden; doch die Differenz Zivilisation/Nicht-Zivilisation spielt in den Beiträgen keine – jedenfalls keine dokumentierte – Rolle.

Ein dritter kritischer Punkt betrifft die Frage nach den Adressaten des Bandes, der angeblich sowohl für gebildete Laien als auch für ein gelehrtes Publikum geschrieben wurde (Einleitungssessay). Einen Kompromiss zwischen diesen beiden Ansprüchen herzustellen, wirkt etwas bemüht. Für interessierte Reisende mit Bildungsambitionen ist der Band deutlich theorieüberfrachtet. Hier wird sozusagen mit Theorie-Kanonen auf epistemologische Spatzen geschossen. Für ein gelehrtes Lesepublikum bleibt der Band wiederum zu „atmosphärisch“-unbestimmt. Denn in manchen Beiträgen wird das Niveau eines Reiseführers für gehobene Ansprüche tatsächlich nicht überschritten.

Insgesamt aber liegt mit dem Sammelband in der langen Reihe von Darstellungen zu Aspekten der Geschichte von St. Petersburg eine ansprechende, manchmal ästhetisch-stilistisch ornamentale, bisweilen auch schwatzhafte, jedenfalls aber sehr instruktive und im räumlichen und intellektuellen Sinne fassbare Einführung in die Spatio-Phänomenologie der ehemaligen russländischen Hauptstadt vor.

Der an der Bedeutung St. Petersburgs/Leningrads im weiteren Rahmen der Nordosteuropa-Forschung Interessierte wird seine Freude freilich höchstens an der Beschreibung der städtischen „Synapsen“ finden. Es liegt in der Tradition der allgemeinen Orts- und Stadtanalyse, dass deren Außenwelt kaum thematisiert wird und sie damit auf ein wichtiges Definitionskriterium für die Grenzen der städtischen Orte und Räume verzichtet. Auch der vorliegende Sammelband hat diesen Mangel nicht behoben. Bleibt die Hoffnung, dass es die historiografische Nachwelt besser macht.

Ralph Tuchtenhagen, Berlin

Siegfried Tornow, Was ist Osteuropa? Handbuch zur osteuropäischen Text- und Sozialgeschichte von der Spätantike bis zum Nationalstaat. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2005, 675 S. (Slavistische Studienbücher. N.F. 16).

Was „Osteuropa“ sein soll und kann, wurde nach dem Zusammenbruch des „Ostblocks“ und mit den Verschiebungen der politisch-

geografischen Karten in den Köpfen der europäischen (wissenschaftlichen) Öffentlichkeit breit und zum Teil heftig diskutiert. Manche Debatteure gingen sogar so weit zu behaupten, Osteuropa-Wissenschaften hätten nach dem Ende des Kalten Krieges keine Berechtigung mehr als Sonderfächer der Humanwissenschaften, und zu fordern, sie sollten in die allgemeinen europäischen Philologien, Geschichts- und Sozialfächer etc. integriert werden. Auf die Implikationen solcher und anderer wissenschaftspolitischer Vorschläge und ihrer Folgen für die Bearbeitung und Wahrnehmung Osteuropa-bezogener Themen kann hier im Einzelnen nicht eingegangen werden. Sie sind auch hinreichend dokumentiert.¹ Im Jahre 2005 schließlich hat der Berliner Slavist Siegfried Tornow eine umfangreiche Monografie zum Thema vorgelegt, die eine endgültige Beantwortung der Frage erhoffen ließ. Schon bei der Durchsicht des Inhaltsverzeichnis jedoch und mehr noch beim Durchblättern des gegen 700 Seiten dicken Werkes wird man schnell gewahr, dass es keineswegs um eine Abhandlung grundsätzlicher raumhistorischer oder fachkonzeptioneller Fragen zum Thema „Osteuropa“ geht, sondern dass der Autor einen als „Osteuropa“ bezeichneten Raum schlichtweg setzt und das so geschaffene Begriffs-Behältnis dann mit sprach- und textwissenschaftlichen Inhalten füllt, die im Einzelnen recht disparat bleiben. Sie fügen sich weder einer Klassifizierung als Arsenal rein slavistischer Fachgelehrtheit noch wird man andere als klassisch-geografische und sozialgeschichtliche begriffliche Klammern finden, mit denen Tornow versucht, seine wissenschaftlichen Objekte in einen gemeinsamen Denkraum zu fassen.

Für Tornow ist „Osteuropa“ ein Teil „Europas“, der geografisch an der Elbe beginnt und sich von dort nach Osten bis zur Grenze „Asiens“ erstreckt – wobei sich Tornow hinsichtlich der Ostgrenze Osteuropas an einer populären Geografie orientiert, die „Asien“ hinter dem Ural und dem Bosphorus verortet. Dass diese geohistorische Definition ihre Tücken hat, hätte Tornow in Jacques Le Goffs „Geschichte Europas“ und vielen anderen „Europa“-Geschichten mühelos nachlesen können. Tatsächlich aber ignoriert er großzügig eine weitere Kontextualisierung „Osteuropas“ im euro-asiatischen kontinen-

¹ Vgl. beispielsweise die gewichtigen Beiträge in: *Wohin steuert die Osteuropaforschung? Eine Diskussion*, hrsg. v. Stefan Kreuzberger, Ingo Mannteufel, Alexander Steininger, Jutta Unser. Köln 2000; *Studienhandbuch östliches Europa*. Bd. 1: *Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas*, hrsg. v. Harald Roth. Köln (u.a.) 1999; 2. Aufl. 2009 (UTB Taschenbücher); *dass.*, Bd. 2: *Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion*, hrsg. v. Thomas Bohn u. Dietmar Neutatz. Köln (u.a.) 2001; 2. Aufl. 2009 (UTB Taschenbücher).

talen Kontinuum.² Gewiss diskutiert er in seiner Einleitung (S. 13) den „Europa“-Begriff in Auseinandersetzung mit den geografischen Raumkonzepten des Römischen Reiches – nicht jedoch die Perzeptionen von Himmelsrichtungen und Subräumen „Europas“ in der nachrömischen Zeit. Davon abgesehen, bedeutete „Osten“ auch im Römischen Reich nicht so sehr „Ostelbien“ (wie bei Tornow, s. unten), sondern vor allem Kleinasien und im Weiteren die Reiche und Völkerschaften jenseits des Schwarzen Meeres, während der seit ca. 1800 als „Osteuropa“ wahrgenommene Raum üblicherweise als „Norden“ oder als „Scythia“ u.a. konzeptionalisiert wurde.³ Tornow weitet damit ein relativ junges Raumkonzept (200 Jahre) zu einer *longue durée*-Geschichte aus, die für ihn mit der Epoche des Römischen Reiches beginnt. Es ist natürlich klar, dass er damit ein konzeptionelles Dilemma zu lösen versucht; denn hätte er statt mit dem Begriff „Osteuropa“ mit dem Begriff „Norden“ oder „Nordeuropa“ operiert, wäre er von Nicht-Fachkundlern kaum verstanden worden. In die Falle des ahistorischen Konzeptionalisierens wären andere Autoren auf andere Weise vielleicht auch geraten; und möglicherweise gibt es gar keine andere Möglichkeit, als ahistorisch zu konzeptionalisieren, will man „Osteuropa“ bis in eine weit zurückliegende Vergangenheit begrifflich fassen (Begriffe dürften wohl ebenso wie Epochen und historische Räume „unmittelbar zu Gott“ sein). Dennoch hätte es Tornows Werk gut getan, diese Verschiebungen im imaginierten geohistorischen Raum zu diskutieren und seine Entscheidung zu begründen.

Die Westgrenze Osteuropas, die Elbe, ist bei Tornow identisch mit der Grenze zwischen Guts- und Grundherrschaft (S. 23). In Übereinstimmung mit dem Untertitel seines Buches wählt der Autor also ein sozialhistorisches Kriterium zur Definition seines „Osteuropa“-Begriffs. Verkürzt könnte man sagen: Dort, wo die Leibeigenschaft historisch dominiert hat, war „Osteuropa“, dort, wo sie nicht dominiert hat, „Westeuropa“. Die Frage bleibt freilich, ob dieses sozialgeschichtliche Kriterium dienlich sein kann zur (wissenschaftlich zwei-

² Jacques Le Goff, *L'Europe racontée aux jeunes*. Paris 1996 (dt. Le Goff erzählt die Geschichte Europas. Frankfurt a.M. 1997). Le Goff ist zugleich der Mitherausgeber der in mehreren europäischen Ländern (in Deutschland beim Münchner Beck Verlag) erscheinenden Reihe „Europa bauen“.

³ Vgl. Piotr Kochanek, *Die Vorstellungen vom Norden und der Eurozentrismus. Eine Auswertung der patristischen und mittelalterlichen Literatur*. Mainz 2004 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abt. für Abendländische Religionsgeschichte. 205); Facetten des Nordens. Räume, Konstruktionen, Identitäten, hrsg. v. Jan Hecker-Stampehl u. Hendriette Kliemann-Geisinger. Berlin 2009.

fellos notwendigen) Konstruktion osteuropäischer Sprach- und Texträume? Wenn die Leibeigenschaftsgrenze so zentral war zur Aufspannung eines historischen „Osteuropa“-Raumes, warum behandelt Tornow dann nicht auch die deutsche Sprache als eine „osteuropäische“ Sprache, warum kommen die deutschen leibeigenen Bauern östlich der Elbe nicht als integraler Bestandteil der Untersuchungen Tornows vor? Und gleichzeitig: Warum wird „Südosteuropa“ in die Untersuchung mit einbezogen, wo es zwar Leibeigenschaft gab, aber durchaus nicht als Kontinuum und nicht in dem Maße wie in den „ostmitteleuropäischen“ und „eigentlich“ „osteuropäischen“ Räumen? Warum werden die Bauern in Nordrussland einer Analyse unterzogen, die nur sehr bedingt als Teil des russländischen Systems der Leibeigenschaft angesehen werden können? Und überhaupt: Wie sieht es mit der Leibeigenschaft im Moskauer und Novgoroder, im Polnischen und Litauischen, im Habsburgischen und Osmanischen Reich vor dem 17. Jahrhundert aus? Man könnte die Liste der Fragen problemlos verlängern – der Eindruck drängt sich auf, dass die heiklen Definitionsprobleme des sozialhistorischen Raumes bei Tornow kein vorrangiges Thema, entsprechend wenig reflektiert und gerade deshalb zum Hauptproblem des vorliegenden Buches geworden sind.

Tornow argumentiert weiter, dass die Leibeigenschaftsgrenze eine viel wichtigere Grenze als die im Rahmen der „Osteuropa“-Forschung ebenso alte Grenzziehung entlang der konfessionellen Geografie Europas sei. Gleichzeitig führt Tornow die konfessionelle Grenzziehung über den Umweg einer Zweiteilung Europas in einen germanisch-romanischen Westen (= Papstkirche) und einen griechisch-slavisches Osten (= orthodoxe Kirchen) wieder ein und folgt damit einem hegelianischen Konzept europäischer Kulturräume auf Grundlage sprachwissenschaftlicher Kategorisierungen.

Tornows Epochenenteilung für die Darstellung von Sprachen und Texten in „Osteuropa“ folgt zunächst einem politischen Kriterium („Römisches Reich“), dann politisch-historischen („Hochmittelalter“, „Spätmittelalter“) und ideengeschichtlich-literaturwissenschaftlichen Zeitkonzeptionen (Humanismus, Reformation, Barock, Aufklärung) und schließlich einem rein chrononumerischen Kriterium (19. Jahrhundert). Warum diese Mischung sinnvoll sein könnte, wird an keiner Stelle deutlich. Um den geografischen Gesamttraum „Osteuropa“ greifbar zu machen, operiert Tornow mit verschiedenen Subräumen, die je nach Epoche etwas wechseln. So schränkt er für das „Hochmittelalter“ den Osteuropa-Begriff auf Byzanz, Bulgarien und „Russland“ (warum nicht „Rus“?) ein, während Kroatien, Pannonien, Ka-

rantaniern, Ungarn, Böhmen und Polen unter „Ostmitteleuropa“ firmieren. Für das Spätmittelalter erweitert sich der Begriffsapparat auf „Ostrandeuropa“ (Goldene Horde, das Chwarezmische), für das Zeitalter von Humanismus und Reformation sowie Barock und Aufklärung verschwindet der „Osteuropa“-Begriff völlig und wird durch „Südliches/Nördliches Ostmitteleuropa“, „Nordost-“ und „Südosteuropa“ ersetzt. Auch hier macht der Autor nicht verständlich, warum er die Begriffe so und nicht anders gewählt hat.

Für die vorliegende Zeitschrift, die sich mit „Nordosteuropa“ beschäftigt, sind natürlich die Teile von Tornows Buch besonders interessant, die sich mit dem gleichnamigen historischen Raum auseinandersetzen. Auf eine damit verbundene Hoffnung folgt aber sogleich die nächste Enttäuschung: „Nordosteuropa“ kommt wohl als Begriff vor, nimmt aber die Fachdiskussion um diesen Begriff nicht auf und subsummiert darunter v.a. neuzeitliche (nachreformatorische/humanistische) sprachliche Entwicklungen wie das West- und Ostrussische sowie das Tatarische, wohingegen die Sprachen, die innerhalb der nicht-linguistischen Osteuropa-Fachwelt mittlerweile weitgehend etabliert unter „Nordosteuropa“ rubrieren (Polnisch, Jiddisch, Preußisch, Litauisch, Lettisch, Estnisch), bei Tornow unter „Nördliches Ostmitteleuropa“ laufen. Man darf sich fragen, warum.

Auf weitere Konzeptionalisierungsprobleme einzugehen, erübrigt sich. Es gibt deren unzählige. Wer mit ihnen leben kann und eher solide Anleitung zur Sprach- und Textgeschichte eines wie auch immer abzugrenzenden „osteuropäischen“ Raumes sucht, der wird auf Tornows *opus magnum* keinesfalls verzichten können. Sakralsprachen, Reichssprachen, Volkssprachen, Gelehrtensprachen, kodifizierte und nicht-kodifizierte Sprachen – man wird hier kaum etwas vermissen. Und der Slavist Tornow hat sich nicht gescheut, auch nicht-slavische Sprachen aus unterschiedlichsten Sprachfamilien und -gruppen unter die Lupe zu nehmen (mit welcher Kompetenz – das mögen die Fachphilologen entscheiden). Der sozialgeschichtliche Aspekt dieser Sprach- und Textgeschichte kommt insofern zum Tragen, als Tornow die Sprecher bzw. Autoren und Ideenträger entsprechender sprachlicher Hinterlassenschaften benennt, in Gruppen sortiert und Wechselwirkungen zwischen sozialen Strukturen und Entwicklungen und der jeweiligen Sprach- und Textgeschichte herausarbeitet. Die Frage darf allerdings erlaubt sein, ob man solche Wechselwirkungen nicht im Zusammenhang mit der Wirtschafts-, Politik-, Kirchen-, Mentalitäten-, Alltagsgeschichte u.a.m. entdecken könnte und warum Tornow gerade ein solches Gewicht auf die Sozialgeschichte legt.

Insgesamt handelt es sich also um ein enzyklopädisches Werk, ein Werk zum Nachschlagen, weniger zum Nachdenken; in dieser Funktion ist es jedoch bislang das kompletteste Werk zum Thema „Sprachen, Texte, Sprecher, Autoren und soziale Akteure in Osteuropa“. Der Titel des Buches sollte aber wohl eher lauten: Wie haben sich Sprachen und Texte in Osteuropa entwickelt und welche soziostrukturellen Implikationen sind damit verbunden? Damit expliziert sich dann zugleich die durchgehend diachrone Ausrichtung des Buches. Perspektiven der synchronen Linguistik auf das geohistorische Phänomen „Osteuropa“ wird man vergeblich suchen.

Ralph Tuchtenhagen, Berlin

Die unbekanntten Nachbarn. Minderheiten in Osteuropa, hrsg. v. Ruth Leiserowitz. Berlin: Ch. Links Verlag 2008, 285 S.

Dass sich Europa seit der politischen Wende von 1989/90 fundamental verändert hat, gilt nicht nur für die unmittelbar wirksame politische und gesellschaftliche Wirklichkeitsebene, für Staatenbündnisse, Machtblöcke, Wirtschaftsräume, Reisemöglichkeiten und Migrationsströme, sondern auch für das Bild, das Europa, genauer: das Europa der Europäischen Union, sich von sich selbst macht – insbesondere von seinem östlichen, aus Sicht der „alten Mitgliedsstaaten“ also neu hinzugekommenen Teil. Manche Facette der Wirklichkeit wird erst jetzt (wieder) sichtbar. Weder war der „Ostblock“ je ein in sich einheitliches Gebilde, noch waren die Bevölkerungen der Mitgliedsstaaten des Warschauer Paktes so homogen, wie es die jeweilige staatliche Doktrin oft behauptete. Trotz aller unifizierenden Nationalisierungsmaßnahmen, Umerziehungen, Bevölkerungsverschiebungen, gelenkten Wanderungsbewegungen und ethnischen Säuberungen, trotz aller Deportationen und nationalsozialistischem Genozid ist Ostmitteleuropa in ethnischer und sprachlicher Hinsicht auch nach 1945 kulturell vielfältig geblieben – wenn auch im Vergleich zur Zeit um 1900 die jeweilige Mehrheitsbevölkerung deutlich an Gewicht gegenüber den Minderheiten gewonnen hat und manche Minderheit nur in extrem reduzierter Mitgliederzahl überlebt hat. Seit dem Ende des Kommunismus können sich diese Minderheiten nun wieder frei zu Wort melden, organisieren, Rechte einfordern und – soweit sie noch über genug Mitglieder verfügen – wieder ein eigenständiges kulturelles Leben aufbauen. So kamen mit der Osterweiterung der Europäischen Union nicht nur neue Mitgliedsstaaten mit ihrer jeweiligen Mehr-

heitsbevölkerung zur EU hinzu, sondern auch ein ethnisch buntes Mosaik aus verschiedensten Minderheitskulturen.

Diesem widmet sich das hier zu besprechende Buch. Die oft verwirrende Vielfaltigkeit der kleinen Ethnien und Minoritäten ist nicht leicht zu fassen und noch schwerer sinnfällig zu machen: Was bedeutet es eigentlich, dass es z.B. in Ungarn 2001 13 Minderheitengruppen gab? Was bedeuten Zahlen wie die folgenden (über Ungarn): „Roma 1,9% (190 046), Deutsche 0,6% (62 233), Slowaken 0,2% (17 693), Kroaten 0,15% (15 620), Rumänen (7 995), Ukrainer (5 070), Serben (3 816), Slowenen (3 040), Polen (2 962), Griechen (2 509), Bulgaren (1 358), Ruthenen (1 098), Armenier (620)“ (S. 206)? Statistische Daten und Zahlen allein verraten noch nichts über das Leben der Menschen und über das Mit- oder Gegeneinander von Minderheit und Mehrheit im jeweiligen Land. Umso mehr ist zu begrüßen, dass die Herausgeberin eine „gemischte“ Darstellungsform gewählt hat: Über jedes der dargestellten Länder bringt der Band in enzyklopädisch gebündelter Form die wesentlichen Informationen zu seinen (anerkannten wie nicht anerkannten) Minderheiten, ihre Organisation, ihr kulturelles Leben, ihre Medien und ihre Repräsentanz in den öffentlich-rechtlichen Medien des jeweiligen Landes, ihre politische Organisation und ihre Vertretung in den Parlamenten sowie ihre juristische Situation. Auch websites werden genannt (leider ohne Angabe der www-Adressen). Diese Informationskapitel über die Minderheiten des jeweiligen Landes sind durchgehend eingeteilt in allgemeine Informationen zum Land, einen kurzen Abriss seiner Geschichte im 20. Jahrhundert, einen allgemeinen statistischen Überblick über die Minderheiten (einem solchen entstammt das oben zitierte Beispiel über Ungarn) mit grundlegenden Informationen (welche Minderheiten sind anerkannt, wie groß sind sie, wie ist ihre politische und rechtliche Einbindung), ehe dann die größeren Minderheiten im Einzelnen ausführlicher vorgestellt werden und schließlich die „weiteren Minderheiten“ unter Berücksichtigung auch kleinerer und kleinster Bevölkerungsgruppen umfassend aufgelistet und zumindest kurz vorgestellt werden.

Diesen zwangsläufig nüchternen informativen Überblicken wurde zum Ausgleich jeweils eine Reportage vorangestellt, die exemplarisch aus dem Leben einzelner Angehöriger einer anderen Minderheit des jeweiligen Staates berichtet. Dadurch wird nachvollziehbar, wie Betroffene den Minderheitenstatus im jeweiligen Land subjektiv erfahren und erleben, den nackten Daten wird ein sinnlich lebendiger Eindruck vorausgeschickt, so dass der Leser die statistischen

Informationen zwangsläufig mit den in der Reportage vermittelten subjektiven Einstellungen und Erfahrungen verbindet. Beide Teile ergänzen und erklären sich gegenseitig. Die nicht zuletzt dem Umfang und der Handlichkeit verpflichtete Entscheidung, in diesen Reportagen jeweils nur eine Minderheit zu behandeln, hebt natürlich die behandelte Gruppe besonders hervor; ausgeglichen wird dies dadurch, dass bei jedem Land über Angehörige einer anderen Minderheit berichtet wird, z.B. über Weißrussen in Polen, Russen in Lettland, Roma in der Slowakei oder Juden in Rumänien. Angesichts der ethnisch-kulturellen Gemengelage in der Region, in der die verschiedenen Gruppierungen sich auf jeweils mehrere Länder verteilen, werden so zumindest alle größeren und gewichtigeren Gruppen behandelt. Dabei zeigt sich, dass die Grenze zwischen Minderheit und Mehrheit (oder auch anderen Minderheiten) oft durchlässig und fließend geworden ist. Die Ethnien stehen einander nicht als kompakte Entitäten gegenüber, sondern als flexible Augenblicksergebnisse jeweils dynamischer Prozesse, Entwicklungen und Lebensläufe. Identität wird teils von den Eltern ererbt, teils durch akzeptierte Fremdzuschreibung angenommen, teils in eigenständiger kultureller Arbeit aufrecht erhalten, vertieft und weiterentwickelt, wobei diese Teilaspekte jeweils Hand in Hand gehen und keine Aussage darüber erlauben, inwieweit sich einzelne Minderheiten in hundert Jahren noch von ihrer Mehrheitsumgebung durch eigene kulturelle Traditionen (und warum nicht auch Innovationen?) unterscheiden wollen, müssen oder dürfen. Aber auch die Entstehung neuer „Mischgruppen“ (wie einst der „Wasserpolen“ oder heute der „Deuschtürken“) ist jederzeit möglich. Die ethnische Gemengelage Ostmitteleuropas ist seit Jahrhunderten einem steten Wandel unterworfen, der im Zeitalter nun motorisierter Migration und eines geografisch größer gewordenen, im Prinzip sogar globalen Mobilitätshorizonts noch beschleunigt wird.

Natürlich kann und will dieses Buch nur eine auf die aktuelle Situation bezogene Bestandsaufnahme bieten. Ergebnis ist ein ebenso umfassender wie lebendiger Gesamteindruck von den Minderheiten in Ostmitteleuropa. Die folgende Kritik soll nicht dieses insgesamt gelungene Konzept in Frage stellen, sondern vor allem auf ein Problem hinweisen, das sich die Herausgeberin unnötig selbst bereitet hat und durch das die Umsetzung des Konzepts in Konflikt mit der Grundanlage gerät.

Eine der Fragen, die die Herausgeberin bei der Planung zu klären hatte, war die nach der stofflichen Eingrenzung des Bandes. Absolut nachvollziehbar ist, dass die Herausgeberin sich auf die neuen Mit-

gliedstaaten der EU in deren östlichem Teil beschränkt. Dass sie – auch entgegen dem Selbstverständnis mancher dieser Staaten und ihrer Bevölkerung – von „Osteuropa“ spricht, verwirrt jedoch etwas, geht es doch nicht um Russland oder die Ukraine, sondern um den Osten der EU (inklusive Deutschlands!), für den als geografischer Begriff „Ostmitteleuropa“ wohl weit angemessener wäre. Dass sie Deutschland mit hinzunimmt, mag als Reverenz an deutsche Leser verständlich sein, wirft aber sofort die Frage nach Österreich auf, das ja seinerseits mit der slowenischen und der kroatischen Minderheit Heimat „klassischer“ ostmitteleuropäischer Minderheitsgruppen ist. Außerdem ist Österreich später der EU beigetreten als die ehemalige DDR, deren Gebiet im Mittelpunkt des Deutschlandteils des Buches steht.

Überhaupt scheint die Behandlung Deutschlands und der Deutschen besondere Probleme bereitet zu haben. In den meisten Fällen werden in den Reportagen Minderheitsgruppen behandelt, denen im jeweiligen Staat durch ihre Größe und ihre Präsenz besondere Bedeutung zukommt. Dass im Kapitel über Deutschland die sorbische Minderheit vorgestellt wird, spiegelt zwar nicht deren Gewicht in der öffentlichen Wahrnehmung des Landes wider (die sich eher auf Menschen mit Migrationshintergrund aus dem islamischen Raum konzentriert), gliedert Deutschland aber mit der Hervorhebung seiner „alten“ slawischen Minderheit in das Konzert der übrigen behandelten Staaten ein, deren Mehrheiten und Minderheiten großenteils slawisch sind. Warum aber als einzige Minderheit ausgerechnet die deutsche gleich zweimal (in Ungarn und in Tschechien) behandelt werden muss, bleibt etwas rätselhaft, zumal die etwas aus dem Rahmen fallende Reportage aus der tschechischen Republik weniger vom Leben der Minderheit erzählt als die gewiss beeindruckende individuelle Lebensgeschichte eines einzelnen Deutschen wiedergibt, dem es nach 1945 gelungen war, in der Tschechoslowakei zu bleiben. Überhaupt ist der größte und heikelste Schwachpunkt des Buchs der Umgang mit Deutschland und den Deutschen. So fällt auf, dass im Informationsteil zu allen anderen Staaten auch auf Minderheitengruppen eingegangen wird, die erst nach 1945 im Zuge (oft gesteuerter) Arbeitsmigration entstanden sind (man denke nur an die vielen russischen Zuwanderer in den baltischen Staaten) – nicht aber bei Deutschland. Natürlich hätte die Berücksichtigung der vielen Migrationsgruppen in Deutschland viel Platz beansprucht – aber wenn Deutschland schon behandelt wird, gehören sie dazu! Dass sie nicht offiziell als Minderheiten anerkannt sind, löst das Problem nicht, zumal das Buch in anderen

Fällen sehr wohl auch nicht anerkannte Minderheiten berücksichtigt (etwa und selbst dann, wenn die betreffende Bevölkerungsgruppe zu klein ist, um den für eine rechtliche Anerkennung nötigen Mindestansprüchen zu genügen wie die Aserbajdschaner oder Tschuwaschen in Estland, S. 106). Bei Deutschland hingegen werden zwar im allgemeinen Überblick über die verschiedenen Bevölkerungsgruppen die Migranten noch aufgelistet, danach aber nur noch die vier offiziell anerkannten Minderheiten (Dänen, Friesen, Sinti und Roma, Sorben) behandelt, obgleich diese zahlenmäßig weit hinter anderen Bevölkerungsgruppen (wie etwa den Türken) zurückbleiben; dass von polnischer Seite (vergeblich) versucht wird, der „Polonia“ wieder jenen Minderheitenstatus zusprechen zu lassen, den sie (bei anderer Grenzziehung) in der Weimarer Republik noch zugestanden bekommen hatte, wird nicht einmal erwähnt. Das bei allen anderen Staaten obligatorische Teilkapitel „Weitere Minderheiten“, in dem zuvor nicht behandelte Bevölkerungsgruppen zumindest kurz vorgestellt werden, entfällt im Falle Deutschlands einfach.

Die konzeptionellen Schwierigkeiten, die die Aufnahme Deutschlands (warum wurde es nicht einfach weggelassen?) in den Band mit sich bringt, zeigen sich auch im erst dadurch auffälligen Weglassen Österreichs – wäre Deutschland nicht aufgenommen, würde sich der Band einfach auf die seit 2004 in die EU aufgenommenen Staaten konzentrieren (der Verzicht auf Malta und Zypern wäre geografisch und kulturhistorisch leicht zu begründen) –, noch mehr aber in der Gliederung des Bandes, schlagen also leider auch auf die Gesamtanlage des Buches durch. Die Frage, in welcher Reihenfolge die Länder behandelt werden, legt zwei Möglichkeiten nahe: Die erste wäre einfach alphabetisch. So ist die nach den behandelten Ländern geordnete Bibliografie am Ende des Bandes aufgeteilt, diese Möglichkeit wurde also sehr wohl bedacht, aber offensichtlich verworfen (warum die Gliederung der Bibliografie der tatsächlichen Kapitelfolge nicht angeglichen wurde, bleibt unerklärt). Der Grund lässt sich erraten: Bei alphabetischer Reihenfolge hätte Deutschland an erster Stelle behandelt werden müssen. Dies hätte nicht nur unter dem Höflichkeitsaspekt peinlich und aus historischen Gründen verwegen gewirkt, es hätte Deutschland auch auf eine Art und Weise hervorgehoben, die deutlich gemacht hätte, dass bei der nun einmal vorgenommenen Gegenstandsbestimmung Deutschland eigentlich gar nicht wirklich in den Kreis der hier behandelten Länder gehört. Die andere Gliederungsmöglichkeit ist eine geografische, die die Länder entlang einer imaginativen Reiseroute aneinander reiht. Die Herausgeberin hat sich

für diese Alternative entschieden – doch auch diese merkwürdig gebrochen: Der Band reiht die Länder quasi in mehreren geografischen Schichten aneinander, in denen, beginnend im Norden, jeweils von West nach Ost „gereist“ wird. Zunächst von Polen ins Baltikum, dann von Deutschland aus noch einmal nach Tschechien und in die Slowakei, schließlich, abermals im Westen beginnend, von Slowenien über Ungarn nach Rumänien, ehe das südliche Bulgarien an das Ende des Darstellungsteils rückt. Dass Deutschland in dieser mehrfachen West-Ost-Bewegung vor Tschechien und nicht vor Polen platziert wird, hat wohl den schon bekannten Grund, dass es an dann wieder an die erste Stelle gerückt wäre. Warum die Reihenfolge aber so kompliziert sein muss, ist nicht ersichtlich, eine „Schlangenlinie“ Estland – Lettland – Litauen – Polen – Deutschland – Tschechien – Slowakei – Ungarn – Slowenien – Rumänien – Bulgarien oder umgekehrt hätte den selben Zweck erfüllt und würde nicht so anstrengend angestrengt wirken. Offensichtlich wollte oder konnte die Herausgeberin Deutschland weder weglassen noch es so behandeln wie die anderen Länder. Dies führt zu unnötigen Störungen in der ansonsten sehr klaren Gesamtkonzeption des Bandes. Es wäre ein Gewinn, wenn die Herausgeberin im Falle einer Neuauflage ihr gut durchdachtes und überzeugendes Konzept konsequent umsetzen würde.

Jürgen Joachimsthaler, Heidelberg

Alexander Watson, *Enduring the Great War. Combat, Morale and Collapse in the German and British Armies, 1914–1918*. Cambridge: Cambridge University Press 2008, 288 S.

Ein zentrales Thema der Historiografie zu Kriegen und Konflikten ist die Frage, aus welchen Gründen und mit welcher Motivation die Soldaten der einzelnen Armeen in den Krieg zogen, und wie sie ihre Loyalität und ihren Kampfeswillen angesichts Gewalt, Entbehrung und Leid aufrechterhalten konnten. Im Falle des Ersten Weltkriegs stellt sich diese Frage ganz besonders aufgrund der alle Erwartungen überschreitenden Anzahl der involvierten Armeen und Soldaten, Dauer und Ausweitung der vormals eingehetzten Kriege auf die gesamte Gesellschaft, unter anderem durch eine bisher unbekannte Mobilisierungsquote. Lange Zeit hat sich die Forschung vor allem auf Patriotismus und einen militaristischen Nationalismus als Motivationskräfte konzentriert. Es folgte eine historiografische Demystifizierung der Kriegsbegeisterung. In vielen, insbesondere lokalen Studien

wurde die Wirkungskraft der Ideologie auf den einfachen einzelnen Soldaten hinterfragt. In der französischen Forschung entspann sich gar ein institutioneller Forschungsstreit, der bis heute die Lager der (nicht nur) französischen Ersten Weltkriegs-Forschung bildet: „consentement“ vs. „contrainte“: „Zustimmung“ vs. „Zwang“.¹ Das Lager der „Zwangs“-Theorie betonte statt der Tragkraft von „Zustimmung“ nun die Bedeutung staatlicher Verpflichtung durch Wehrpflicht sowie die Angst vor Konsequenzen der Desertion.

Einen sinnvollen Kompromiss bietet ein neues Konzept, in dessen Zeichen die Arbeit von Alexander Watson steht und zu dessen Entwicklung er mit dem vorliegenden Buch maßgeblich beiträgt: „Endurance“, auf Deutsch: ertragen, durchhalten.² Statt sich für eine der beiden konkurrierenden Schulen (Zwang/Zustimmung) zu entscheiden, konzentriert sich dieser Ansatz auf die Frage, warum die mobilisierten Soldaten trotz der sie umgebenden Schrecken weiterkämpften. Watsons Grundannahme, die er seinem Buch vorausschickt, lautet dementsprechend: „Although usually remembered as a conflict of attrition of material, the FWW was, above all, a contest of endurance.“ (S. 1) Als Ergebnisse seiner Fallstudie, die auf der Untersuchung von Briefen und privaten Papieren von über hundert deutschen und britischen Soldaten beruht, attestiert Watson den kämpfenden Soldaten vor allem eins: Widerstandsfähigkeit („resilience“, S. 7). Watson strebt an, durch eine Untersuchung der „individuellen Psychologie“ der Soldaten nicht nur deren Motivation und Durchhaltevermögen erklären zu können, sondern darüber hinaus auch Schlüsse auf die Funktionsfähigkeit ganzer Armeen zu bieten. Kurz, über die Psyche der einzelnen Soldaten ließe sich erklären, warum bestimmte strategische Entscheidungen der jeweiligen Armeen erfolgreich umgesetzt werden konnten, während andere zum Scheitern verurteilt waren (ebenda). Diese Rückbindung an militärstrategische Beispiele verliert sich im Laufe des Buches leider, doch Watsons Argument des Durchhaltevermögens birgt viele bereichernde Aspekte.

Watson erklärt den Stellungskrieg an der Westfront zu einem „War of Endurance“, in dem Durchhaltevermögen das wahre Kapital der Armeen wurde. Angesichts von Eintönigkeit und Tristesse des Lebens

¹ Vgl. Pierre Purseigle, A very French Debate: the 1914-1918 ‚war culture‘, in: *Journal of War and Culture Studies* 1 (2008), S. 9-14.

² Mit ähnlichem Ansatz wurde auch die internationale Konferenz „Dans la Guerre (1914-1918): Acceptor, endurer, refuser / Inside the War (1914-1918): Acceptance, endurance, refusal“ organisiert, Centre de recherche de l’Historial de la Grande Guerre, Péronne, 7.-9. November 2008.

im Schützengraben, der Angst der Immobilität und Hilflosigkeit im Falle eines Bombenangriffs und vor allem der Gesichtslosigkeit des Feindes waren es nach des Autors Ansicht eher die Unkontrollierbarkeit des Krieges und des Schreckens als die tatsächliche Gefahr, die die individuelle Kampfmotivation und die Gruppenmoral schwächte. (S. 34) Trotz allem seien Desertionsraten erstaunlich gering geblieben. (S. 40) Watson geht den Gründen für diese offensichtliche Widerstandsfähigkeit der Soldaten nach. Er konzentriert sich auf die Frage eines individuellen Gefühls der Bedrohung, die für ihn Kern jeder Erklärung für die andauernde Kampfbereitschaft ist. Der konstant betonte Vergleich des bedrohten Belgiens mit der bedrohten Familie scheint für den Fall des in der Einleitung so herausgestellten einfachen Soldaten mitunter ein wenig überzogen. Überzeugend hingegen ist Watsons Plädoyer, für eine Analyse der „Kriegsbegeisterung“ müssten „passive Motivationen“ wie peer pressure und Angst vor sozialer Stigmatisierung ebenso mit berücksichtigt werden wie die „aktiven Motivationen“, den Willen zur Verteidigung der eigenen Familie und des Vaterlandes. (S. 54) Diese seien stärker gewesen als ideologische Kriegsbegeisterung und gesellschaftliche Unterschiede. (S. 56) Nur dieses Verständnis einer staatsbürgerlichen Verteidigungspflicht habe auch die Basis für ein System militärischen Gehorsams gestützt und aufrecht erhalten. (S. 62) Watson betont den Einfluss der Führungsqualitäten der mittleren Befehlsebene zur Entwicklung einer Bindung an die Armee, während er gleichzeitig den Glauben an die Effektivität von Propaganda auf die Soldaten weitgehend entwertet. Den Einsatz von Propaganda, mit dem die jeweiligen Heeresleitungen die Truppenmoral zu stärken planten, sei beinahe ausschließlich dort effektiv gewesen, wo sie bereits existierende und motivierende Ängste aufnahm. (S. 82) Vielmehr hätten individuelle Durchhaltestrategien der von ihm untersuchten Soldaten geholfen. Psychologische Anpassung, ironische und humoristische, teilweise sarkastische Aneignung der Umgebung (etwa durch Spitznamen für sich oder für Waffen, durch spezielle Lieder und Witze) zählten zu diesen Überlebensstrategien im Krieg, ebenso Religiosität und Aberglaube (an Glücksbringer, an Schicksal) und nicht zuletzt ein „nicht zu rechtfertigender Optimismus“ oder ein vollkommenes Ausblenden und Ignorieren der realen Gefahr. (S. 105)

Zentral für Watson ist seine These des hohen Einflusses der mittleren militärischen Befehlsebene. Diese betone auch Unterschiede zwischen den beiden untersuchten Armeen. Der in der deutschen Armee verbreitete Elitismus habe verhindert, dass von den führenden Offi-

zieren und Unteroffizieren eine mit der britischen Armee vergleichbare beruhigende und moralstärkende Ausstrahlung ausgegangen sei. (S. 115 ff.) Diese Distanz zwischen Offizieren und Mannschaften und „Offiziershass“ (S. 124) sei durch den Krieg hindurch für die deutsche Armee ein größeres und schwieriger zu überwindendes Problem gewesen als für die englische, auch wenn Watson der jungen nachrückenden Offiziersgeneration einiges Lernvermögen zuspricht.

Watsons Buch ist ohne Zweifel ein wertvoller Beitrag zur Erforschung des Ersten Weltkriegs und seiner Kriegsteilnehmer. Er behandelt ein sehr komplexes Thema in einem außergewöhnlich gut geschriebenen, kurzen und daher sehr zugänglichen Buch.

Die Entscheidung zur kurzen Darstellung bringt jedoch einige kleinere Einbußen mit sich. Zunächst sind diese historiografischer Art. Obwohl Watson die entsprechenden Bücher in seiner Bibliografie aufführt und offensichtlich konsultiert hat, wäre eine stärkere Auseinandersetzung mit dem aktuellen Stand der Forschung zu verschiedenen zentralen Aspekten seines Arguments zu wünschen gewesen, insbesondere in Bezug auf Religion und Aberglauben im Krieg (z.B. Annette Becker, Michael Snape), die Bedeutung von Gerüchten und Nachrichten über Kriegsgräuel (John Horne/Alan Kramer); vor allem hätte die Frage der Kriegserfahrung mehr berücksichtigt werden können (Buschmann/Reimann, Latzel, Hirschfeld etc.). Gleiches gilt für die Diskussion von militärischer Führung und dem Verhältnis der Offiziersklasse zu den Mannschaften (Markus Funck, Wenke Meteling). Insbesondere vermisst die Rezensentin eine stärkere Auseinandersetzung mit der Frage nach einer eventuellen Brutalisierung der Soldaten durch das Kriegserlebnis (George Mosse). Watsons „endurance“-Konzept erweckt den Anschein, der Krieg sei nur überdauert worden, habe aber selbst wenig Einfluss auf die Psyche der Soldaten gehabt. Ohne eine lineare Verbindung herstellen zu wollen, hätte diese Frage doch angesichts der hohen Anzahl gewaltbereiter Veteranen, die nach dem Weltkrieg in deutschen Freikorps im Baltikum oder in britischen paramilitärischen Verbänden in Irland und im Empire tätig waren, eine Diskussion verdient. Watsons psychologischer Ansatz bringt viel Gewinn zur Studie. Es stellt sich die Frage, ob zeitgenössische psychologische Arbeiten als Analysewerkzeug benutzt werden sollten, ohne selbst auch als Quellen und Dokumente ihrer Zeit eingeordnet und hinterfragt zu werden. Schließlich findet die Problematik der Kolonialsoldaten und Angehörigen der Minderheiten innerhalb der Armeen kaum Erwähnung, was zu bedauern, jedoch wohl der Kürze geschuldet ist. In seinem aktuel-

len Projekt beschäftigt sich Alexander Watson intensiv mit dem hier vernachlässigten Thema der Minderheiten, insbesondere mit Polen in der deutschen Armee. Es lässt also hoffen, dass sein nächstes Buch die Fragen beantwortet, die in dem rezensierten Buch leider noch fehlen, und so das Bild vervollständigt.

Von diesen Kritikpunkten abgesehen, handelt es sich um ein hervorragendes und sehr lesenswertes Buch, auf das in Zukunft niemand, der sich mit Kriegsmotivation und Moral im Ersten Weltkrieg auseinandersetzt, wird verzichten können.

Julia Eichenberg, Dublin

Jörg Zägel (in Zusammenarbeit mit Reiner Steinweg), Vergangenheitsdiskurse in der Ostseeregion. Bd. 1. Auseinandersetzungen in den nordischen Staaten über Krieg, Völkermord, Diktatur, Besatzung und Vertreibung. Berlin: LIT Verlag 2007, 212 S. (Kieler Schriften zur Friedenswissenschaft. 14); Jörg Zägel (in Zusammenarbeit mit Reiner Steinweg), Vergangenheitsdiskurse in der Ostseeregion. Bd. 2: Die Sicht auf Krieg, Diktatur, Völkermord, Besatzung und Vertreibung in Russland, Polen und den baltischen Staaten. Berlin: LIT Verlag 2007, 348 S. (Kieler Schriften zur Friedenswissenschaft. 15).

Die beiden hier zu besprechenden Bände entstanden im Rahmen eines Forschungsprojektes, das unter dem Titel „Zum Umgang mit der Vergangenheit in der Ostseeregion“ am Schleswig-Holsteinischen Institut für Friedenswissenschaften SCHIFF (heute Arbeitsbereich Friedens- und Konfliktforschung des Instituts für Sozialwissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel) durchgeführt wurde. Mit dieser Doppelpublikation greifen die Autoren Änderungen in Geschichtsdeutungen seit dem Ende des Kalten Krieges auf und haben eine überblicksartige Gesamtschau aller Ostseeanrainerstaaten mit Ausnahme Deutschlands vorgelegt. Diese Ausnahme angesichts des Umfangs der deutschen Debatte zur „Vergangenheitsbewältigung“ erscheint auf der einen Seite nachvollziehbar, auf der anderen Seite fehlt so in gewisser Weise ein zentrales Vergleichsmoment. Da man aber die Darstellungen zu den nordischen Ländern, den baltischen Ländern sowie zu Russland und Polen durchaus als begrüßenswerte Vermittlungstätigkeit an ein deutschsprachiges Lesepublikum werten sollte, ergibt dies durchaus Sinn. Es mag „Komplettisten“ geben, die fragen, wo Island geblieben sei, das man – ebenso wie Norwegen –

zwar nicht geografisch, aber politisch und kulturell zur Ostseeregion zählen kann. Allein aufgrund seiner geografischen Lage, aber auch durch die zwar nicht uneingeschränkt begrüßte, aber dennoch vor dem Hintergrund starker Affinität zu den Okkupationsmächten erfolgte Besetzung zunächst durch Großbritannien, dann die USA hat Island keine unmittelbaren Berührungspunkte mit dem Geschehen des Zweiten Weltkrieges auf dem europäischen Kontinent gehabt und scheidet daher für eine Betrachtung in diesem Kontext aus.

Die beiden Teilbände sind nach regionalen Prinzipien unterteilt worden: Der erste Band widmet sich Nordeuropa, der zweite dem Baltikum und Osteuropa. Diese Unterteilung wirkt angesichts gewisser Gemeinsamkeiten in der Geschichte und in der Art, wie mit Geschichte in den jeweiligen Teilregionen umgegangen wird, schlüssig. Es ist allerdings keineswegs das Anliegen von Zägel und Steinweg, hier eine Aufteilung in die Staaten vorzunehmen, die vermeintlich besser mit ihrer Vergangenheit umgingen, und diejenigen, bei denen dieser Prozess kontroverser abgelaufen sei. Vom Aufbau und von der Anlage der Darstellungen her sind beide Bände enzyklopädischen Charakters: Es werden zunächst die grundlegenden historischen Hintergrundfakten geliefert und dann in einer integrierten Darstellung zentrale Aspekte primär aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges und – im Fall Finnlands, der baltischen und der osteuropäischen Staaten – auch aus der Phase des Kalten Krieges dargestellt sowie die wichtigsten Entwicklungen in der Forschung hierüber benannt. Somit wird nah an den historischen Fakten auch deren Aufarbeitung – oder auch mangelnde Aufarbeitung – durch Geschichtswissenschaft und öffentliche Debatte behandelt.

Die Darstellung baut ausschließlich auf der deutsch- und englischsprachigen Forschungsliteratur auf – angesichts der Breite der hier abgedeckten Region verständlich, die sprachlich wohl kaum von einem oder zwei Autoren abzudecken ist. So pragmatisch und nachvollziehbar dies ist, so problematisch ist es auch, da den beiden Verfassern die Tiefe und die Details der jeweiligen nationalen geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzungen und öffentlichen Debatten nicht zugänglich sind. Somit bieten die Beiträge einen guten Überblick über den ereignisgeschichtlichen Hintergrund und über die zentralen Entwicklungslinien der geschichtspolitischen Debatten in den jeweiligen Ländern. Sie stoßen jedoch, was Aktualität und die Gewichtungen von Teilfragen betrifft, an gewisse Grenzen. Band 1 fällt nicht nur wegen der geringeren Zahl an behandelten Ländern kürzer aus als Band 2, sondern auch weil es für die osteuropäischen Staaten und

das Baltikum gilt, eine doppelte Erfahrung von Diktatur und Vertreibung zu erörtern – die Phase bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs und die Zeit des Kalten Krieges. Zugleich spiegeln sich hier auch die zum Teil sehr viel heftigeren und polemischen Konflikte um die Deutungshoheit über die jüngste Vergangenheit und die Tabuisierung von Themen wie der eigenen Beteiligung am Holocaust wider.

Den Verfassern gelingt es, die Hauptthemen und die wesentlichen Charakteristika der jeweiligen Geschichtsdebatten überblicksartig zusammenzufassen; sie sind jedoch nicht ganz auf dem Stand der Forschungsdiskussionen. Hier rächt sich die mangelnde Sprachkompetenz, wie sich etwa anhand des Kapitels zu Finnland zeigt, in dem die von der Journalistin Elina Sana 2003 angestoßene Beschäftigung mit der Auslieferung sowjetischer Kriegsgefangener von Finnland an das „Dritte Reich“ nur in Grundzügen, wie sie sich aus einigen Presseberichten destillieren lassen, ansatzweise geschildert wird. Auch in anderen Fällen stützen sich die Autoren auf solche Pressequellen – natürlich muss man das bedauern, sich zugleich aber auch die Zielsetzung und den komparatistischen Charakter der beiden Bände vor Augen halten. Man kann hier nicht die Maßstäbe anlegen, die für eine regional stärker fokussierte Spezialstudie gelten würden.

Dennoch muss man konzedieren, dass die Autoren die Entwicklung der Debatten in den Forschungslandschaften und der Öffentlichkeit so differenziert herausarbeiten, wie es unter den erwähnten Umständen und auch angesichts des zur Verfügung stehenden Platzes möglich ist. Insofern muss man ihnen zu Gute halten, sich hier in neun verschiedene Diskurstraditionen über Vergangenheit und Erinnerung an wunde Punkte der nationalen Geschichtsschreibungen eingearbeitet zu haben. Nachdenklich stimmt letztlich – ohne dass man deswegen aus deutscher Sicht in moralische Überheblichkeit verfallen sollte (wovor sich die Autoren auch hüten) –, wie lange die Aufarbeitung problematischer Phasen der Geschichte in allen hier dargestellten Ländern gedauert hat und bis heute andauert. Man kann diesen Aspekt gerade angesichts der EU-Mitgliedschaft von sieben der hier behandelten neun Länder hervorheben. Wenn sich die Europäische Union erklärtermaßen als Wertegemeinschaft begreift, dann ist auch danach zu fragen, ob nicht von Brüssel und Straßburg aus etwa von den baltischen Ländern eine kritischere Reflexion der eigenen Beteiligung am Holocaust eingefordert werden sollte? Es kann keine Standardformel für alle Länder geben, aber inwiefern sollte eine differenzierte, ausgewogene, sich den „dunklen Kapiteln“ stellende „Vergangenheitsbewältigung“ (auch wenn letzteres zugegebenermaßen

ßen eine „sehr deutsche“ Vokabel ist) zum europäischen Wertekanon gehören?

Zu einer grundlegenden (Auf-)Klärung wesentlicher Fakten und der Hauptlinien der erinnerungskulturellen und geschichtspolitischen Diskurse, auch unter Hinweis auf die unbeantworteten Fragen, haben Zägel und Steinweg unzweifelhaft beigetragen und mit ihren beiden Bänden ein Grundlagenwerk und einen soliden deutschsprachigen Überblick vorgelegt. Die in den Bandtiteln anklingende komparatistische Perspektive geht letzten Endes verloren, weil die Unterschiede und Gemeinsamkeiten nicht noch einmal in Teilzusammenfassungen oder einem Schlusswort zusammengeführt werden. Auch von daher hinterlässt das Werk einen enzyklopädischen und einführenden Eindruck. Überaus lobenswert und der auf diesem Feld zunehmenden Forschung und der damit verbundenen steigenden Zahl von Publikationen angemessen ist die Fortführung der beiden in den Teilbänden abgedruckten Bibliografien im Online-Format. Dies gilt umso mehr, als das Thema „Erinnerung – Geschichtspolitik – Vergangenheitsdiskurse“ kein kurzfristiger Forschungstrend bleiben dürfte, sondern ein für die geschichtswissenschaftliche Forschung wie auch die Suche nach „Identität“ grundlegender Komplex bleiben wird. Die erwähnten Abstriche lassen sich nicht übersehen; man muss aber die Einbeziehung aller Ostseeanrainerstaaten mit Ausnahme Deutschlands sehr begrüßen, weil somit das Ausgangsmaterial für künftig zu betreibende, tiefer gehende nationale – im idealen Fall aber transnational komparative – Studien bereitgestellt worden ist. Auch für Studierende und in der universitären Lehre werden sich die Texte wegen ihrer einführenden summarischen Ausrichtung gut eignen.

Jan Hecker-Stampehl, Berlin

Zwischeneuropa – Mitteleuropa. Sprache und Literatur in interkultureller Konstellation. Akten des Gründungskongresses des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes, hrsg. i.A. des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes v. Walter Schmitz in Verbindung mit Jürgen Joachimsthaler. Dresden: Thelem 2007, 805 S. (Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes. 1).

Der Tagungsband bietet stattliche 76 Beiträge und drei Grußworte vom Gründungskongress des „Mitteleuropäischen Germanistenverbandes“ (MGV), der vom 16. bis zum 19. Oktober 2003 in Dresden

stattfand. Schon im Jahr 2002 hatte mit einer konstituierenden Sitzung namhafter internationaler Wissenschaftler in Dresden die Gründungsphase des Verbandes begonnen, die mit dem großen Kongress dann zum ersten Abschluss geführt werden konnte. Mittlerweile sind zwei weitere Tagungen 2007 in Olmütz/Olomouc (Tschechien)¹ und 2010 in Wien² erfolgreich durchgeführt worden, eine vierte soll im Frühsommer 2013 in Veszprém (Ungarn) stattfinden. So darf der Verband heute als etabliert bezeichnet werden. Der in dem vorliegenden Tagungsband dokumentierte Beginn war nicht etwa ein Strohfeuer allgemeiner Zusammenarbeitsbegeisterung, die nur punktuellen Engagement hervorrief, sondern offensichtlicher Ausdruck eines allgemeinen Bedürfnisses.

Die Bezeichnung der Gemeinschaft als „Mitteleuropäischer Germanistenverband“ wie auch das Thema des Kongresses bzw. der Titel des Sammelbandes sind bekenntnishaft gewählt. Beschäftigt sich die Germanistik nach wie vor *sui generis* mit deutscher Sprache und Literatur, so ist es gerade die ‚interkulturelle Konstellation‘, die hier ins Zentrum gerückt wird. Denn der Charakter des ‚Deutschen‘ wird selbstverständlich auch durch Austausch und Wechselwirkung geprägt. Die mühsame Konstruktion einer Nationalphilologie im 19. Jahrhundert ging einher mit der Abgrenzung alles ‚Fremden‘, um das ‚Eigene‘ auch aus der Negation klarer bestimmen zu können. Spätestens mit der nationalistischen Überheblichkeit und den heilsbringerischen Visionen ‚deutscher‘ Kultur, die zur Unterdrückung und Vernichtung anderer Kulturen antraten, hat sich dieser Versuch einer Eliminierung fortwährender Austauschprozesse zwischen Regionen und Kulturen aus der Entwicklung deutscher Sprache und Literatur jedoch als grundlegend falsch erwiesen. So gilt es, verschüttetes Wissen um das Neben- und Miteinander wieder neu – und natürlich aktualisiert – zutage zu fördern.

Dabei kommt ausdrücklich dem Raumkonzept größere Bedeutung zu, das durch Josef Nadler einst ideologisch diskreditiert und deshalb methodisch weitgehend gemieden wurde. Für eine ‚interkulturelle‘,

¹ „Mitteleuropa: Kontakte und Kontroversen“, 13.–16.09.2007, Universität Olmütz (Olmouc). Vgl. das Tagungsprogramm unter der URL <http://www.kakanien.ac.at/mat/MGV1/> [letzter Zugriff: 29.09.2010] oder unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=7721> [letzter Zugriff: 29.09.2010]. Der Tagungsband ist für 2010 angekündigt.

² „Mittlerin aus Europas Mitte. Fundamente und Perspektiven der deutschen Sprache und ihrer Literatur im ostmittel- und südosteuropäischen Raum“, 8.–10. April 2010, Universität Wien. Vgl. die Tagungshomepage <http://germanistik.univie.ac.at/mgv/home> [letzter Zugriff: 22.09.2010].

also an den Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen räumlich fassbaren kulturellen Erscheinungen interessierte Germanistik aber ist – wie Walter Schmitz in seiner Einführung treffend darlegt – die regionale Betrachtungsweise unabdingbar. Diese ist seit dem Fall der Mauer und des Eisernen Vorhangs insbesondere durch die Wiederentdeckung der deutschen Kulturen in den ehemals deutschen oder deutsch geprägten, dann ‚Osteuropa‘ zugerechneten Ländern und Regionen zum bevorzugten Werkzeug geworden, dessen sich Germanisten und Kulturwissenschaftler sowohl aus Deutschland als auch aus den jeweiligen, heute polnischen, tschechischen usw. Regionen bedienen. Jürgen Joachimsthaler hat an anderer Stelle diesen Prozess für die polnische Germanistik und speziell Schlesien ausführlich geschildert und analysiert sowie die Bedeutung für die historische Aneignung einer regionalen Kultur als auch den Aufbau einer regionalen Identität hervorgehoben.³ Es wird deutlich, dass mit der Gründung des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes ein bereits um sich greifendes Konzept aufgenommen und gebündelt wurde, das ganz wesentlich zur Veränderung und Neubestimmung der Germanistik als Disziplin beitragen kann. Germanistik soll als „Wissenschaft von kulturellen Prozessen in Räumen“ verstanden werden, wie Schmitz formuliert, von „Kulturprozessen, die sich gewiss noch um Deutschsprachigkeit zentrieren, aber nicht essentiell von ihr bestimmt sind“ (S. 32). Daher widmet sich der MGv der „interdisziplinären Erkundung von Geschichte und Gegenwart des Raumes Mitteleuropa“ (S. 33) und geht somit deutlich über ein rein germanistisches Konzept hinaus. Die Schwierigkeiten, dieses Verbandskonzept terminologisch und prägnant zu fassen, zeigen sich im Begriff „Mitteleuropa“, der in vieler Hinsicht der Erläuterung bedarf und im Band immer wieder definitorisch umkreist wird, ohne jedoch eine geografische Fixierung vornehmen zu können. Denn wie der Begriff überhaupt schon vieldeutig ist – man siehe nur den entsprechenden Wikipedia-Artikel –, so ist auch der historisch-politischen Veränderung des Kulturraums Rechnung zu tragen. Hinzu kommt die thematische Konzentration auf Literatur und Kultur, die einem mitteleuropäischen Gedanken verpflichtet sind, also nicht streng nach geografisch-politischen Grenzen geschieden werden können. Und nicht zuletzt richtet sich dieses Konzept deutlich gegen die vor 1989 so unumstößlich scheinende

³ Jürgen Joachimsthaler, *Philologie der Nachbarschaft. Erinnerungskultur, Literatur und Wissenschaft zwischen Deutschland und Polen*. Würzburg 2007; vgl. die Rezension in diesem Band, S. 301-306.

Dichotomie von Ost- und Westeuropa. Insofern markiert der Begriff selbst die Aufgabe des Verbandes, indem nach der Mitte Europas in vielfältiger kultureller Hinsicht gesucht werden soll. Aber dies geschieht eben nicht sozusagen neutral, sondern aus der These heraus, dass deutsche Sprache und Literatur aufgrund ihrer – regional differierenden – Dominanz in diesem ‚Mitteleuropa‘ als wichtigster Bezugspunkt geeignet seien. An dieser Stelle freilich bietet das Konzept – durchaus verständliche – Angriffsflächen, denn die Einflüsse von und Wechselwirkungen mit slawischen und baltischen Sprachen und Kulturen etwa sind stark präsent, während Italien und Frankreich wie auch England mit Sprache und Literatur lediglich in der frühneuzeitlichen Perspektive von Klaus Garber („Hoffnung im Vergangenen?“) als bedeutende Bezugsgrößen thematisiert werden. Er ist es auch, der an ausgewählten Beispielen weniger die Besonderheit mitteleuropäischer Kultur als vielmehr deren Integration in gesamt-europäisches Denken aufzeigt. In der Frühen Neuzeit, die jetzt als wichtigste epochale Bezugsgröße für Europa sichtbar ist, seien aus der Erfahrung von konfessioneller bzw. staatlicher Zerrissenheit neue Wege zur Befriedung voller Hoffnung auf die Zukunft entworfen worden. Mitteleuropa als „Konzept der Hoffnung“ für die Zukunft, aus dem Aufgaben und Chancen erwachsen, hatte Erhard Busek zuvor in seinem einführenden Beitrag vorgestellt und nachdrücklich für Übersetzungen gerade aus dem südosteuropäischen Raum plädiert, um die Kenntnis dieser vernachlässigten Literaturen zu verbreiten. Für das mit der Europäischen Union neu entstehende Europa sei es unabdingbar, wechselseitig durch das Medium Literatur die auch durch Sprache geformte Mentalität der verschiedenen Regionen zu kennen.

Nach diesen drei einführenden Beiträgen im zweiten Teil folgen die Sektionen oder Teile drei bis elf, die hier lediglich cursorisch präsentiert werden können. Im Teil III werden acht Beiträge unter „Mitteleuropäische Semantik: Konzepte – Worte – Begriffe in historisch-komparatistischer Perspektive“ zusammengefasst. „Deutsches Mitteleuropa und polnisches Intermarium“ etwa werden von Leszek Żyliński kontrastiert; Stefan H. Kaszyński präsentiert „Die mitteleuropäische Lesbarkeit der Welt“. Bedeutungsunterschiede in der sprachlichen Bezeichnung von deutsch ‚Bürger‘/‚Bürgerin‘ gegenüber der polnischen und tschechischen Benennung spürt Alicija Nagórko auf, während Eugen Kotte „(Mittel-)Europa als Gegenstand der historisch-politischen Bildung in Deutschland“ im Kontext der ‚Osterweiterung‘ beleuchtet. Im vierten Teil sind elf Beiträge zum Thema „Identität und Gedächtnis in Mitteleuropa – der Raum als Palimpsest“ ver-

sammelt, die lokale oder übergreifende Traditionen und Erinnerungen thematisieren, wie etwa die „Architektur des Raumes Memelland in Ernst Wicherts Geschichten von Land und Leuten“ (Regina Hartmann) oder die „Ikonographie des Erinnerns: Der Warschauer Ghettoaufstand“ (M. Frank Schenke). Annette Teufel sucht nach „Jüdische[n] Traditionen in Mitteleuropa“, während Rudolf Jaworski die „Kulturträgertheorie“, die „Pflege des Grenz- und Auslandsdeutschums“ sowie die „deutschumszentrierte Ostforschung in der Zwischenkriegszeit“ kritisch beleuchtet.

Den weitaus umfangreichsten Teil und damit einen nahe liegenden Schwerpunkt bilden insgesamt 21 Beiträge zu „Literatur in/aus/über Mitteleuropa – mitteleuropäische Literatur? Aspekte und Perspektiven einer umfassenden Literaturgeschichte“ (Teil V). Wie die Überschrift signalisiert, sind hier unterschiedlichste Perspektiven und Einzelaspekte versammelt, beispielsweise einzelne Dichter mit ihren Einflüssen, etwa Paul Celan und Walter Benjamin (Andrei Corbea-Hoisié), Georg Simmel und Béla Balász (Gabriella Rácz) oder Milan Kundera in Paris (Jutta Radczewski-Helbig). Auch wird übergreifend die Literaturgeschichte in einzelnen Regionen thematisiert, zum Beispiel stößt Sigurd Paul Scheichl in „Geschichten der Literatur Österreichs“ „mitteleuropäische Defizite“ auf, während Dragutin Horvat danach fragt, was von der „deutschsprachigen Literatur in Kroatien“ geblieben ist, und Mirosław Ossowski „Ostpreußen in den Erinnerungsbüchern von Marion Gräfin Dönhoff, Hans Graf von Lehndorff und Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten“ vergleichend analysiert. Andererseits sind auch enge thematische Untersuchungen wie Klaus Schenks Deutung der „Blechtrommel‘ als Migrationsroman“ oder Grażyna Krupińskas motivische Studie zur „schönen Polin‘ in der neuesten deutschen Literatur“ zu finden. Über den mitteleuropäischen Raum hinaus reicht der Blick auf „Russen und Deutsche“ als „Nachbarn in Europa“ (Elke Mehnert); ebenfalls wird die autobiografische amerikanische Exilliteratur über Galizien als Blick von Außen auf ‚Mitteleuropa‘ vorgestellt (Winfried Adam) und nach „ostmitteleuropäischen Bezügen in der amerikanischen Literatur der Kriegs- und Nachkriegszeit“ (Louis Ferdinand Helbig) gefahndet.

Teil VI ist mit vier Beiträgen dem „Literarischen und kulturellen Leben in Mitteleuropa“ gewidmet. Detlef Haberland präsentiert übergreifend „das humanistische Netzwerk in Ostmitteleuropa“, während sich die weiteren, enger geführten Studien „literarisch-kulturellen Vereinen in Dresden und Breslau 1840–1890“ (Dirk Hempel), der „Preußischen Zensur in der Provinz Posen 1848–1918“ (Marek Rajch) sowie

dem mehrsprachigen „Theater in Danzig“ bis 1945 (Stephan Wolting) zuwenden. Im Teil VII „Presse in Mitteleuropa. Das Mitteleuropa der Medien“ werden fünf Beiträge zum deutschsprachigen Zeitschriften- und Zeitungswesen in Ost(mittel)europa allgemein, in Slawonien und speziell der Krain, sowie einer zu den neuen Medien aufgeboten.

Als einziger Teil im Band ist der siebte „Die deutsche Sprache im Kontakt“ noch einmal unterteilt. Im ersten Abschnitt (a) stehen „Sprachhistorische Perspektiven“ im Vordergrund. Albrecht Geule umreißt zu Beginn die „Perspektiven der mitteleuropäischen Germanistik“ unter den Begriffen „Sprachgeschichte – Sprachkontakt – Sprachkultur“, dann folgen fünf Einzelstudien, etwa zum „Frühneuhochdeutsch in der Slowakei“ (Jörg Meier), zu „frühneuzeitlichen deutschen Texten aus Krakau“ (Krystyna Waligóra), oder zum „vollständigen zweisprachigen ‚Lexikon‘ (1777) von Jacob Lange“ (Ineta Balode). Im zweiten Abschnitt (b) sind dann sechs Beiträge zur „Sprachlichen Vielfalt“ zu finden. Regionale Varianten und Sekundärentlehnungen, Fremdsprachlichkeit und Prägungen werden hier für Ostmitteleuropa, Rumänien und Österreich sowie Lettland thematisiert, abschließend auch „kontaktlinguistische Beschreibungskategorien“ (Attila Németh) kritisch beurteilt. Ein weiterer sprachwissenschaftlicher Bereich wird mit Teil IX „Deutsch als Fremdsprache in Mitteleuropa – Interkulturelle Kommunikation und Sprachausbildung im Vergleich“ eröffnet, der vier Beiträge aufweist. Spielt für viele der im Band vertretenen AutorInnen der DaF-Unterricht eine große Rolle, so kommen hier didaktische Konzepte zur Sprache. Camilla Badstübner-Kizik etwa denkt über „Kontaktdidaktik [als] ein mögliches Konzept für den DaF-Unterricht in Mitteleuropa“ nach, während Monika Bielińska und Joanna Szczek den Einsatz von Phraseologismen anhand von Deutsch-Lehrbüchern aus Polen analysieren.

Den eigentlich letzten Teil (X) des Bandes bilden sechs wissenschaftsgeschichtliche Beiträge „Zu Geschichte und Gegenwart der Germanistik(en) in Mitteleuropa“. Die „Krakauer Germanistik bis 1952“ (Maria Kłańska) und die Germanistik in Mähren (Jiří Munzar), in Lettland (Ilga Brigzna) und in Bulgarien (Olga Deleva und Annegret Middeke) werden in ihrer Entwicklung präsentiert, bevor Jens Stüben vom Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) dessen bibliografische Informationsangebote in ihrem speziellen Blick auf die ‚mitteleuropäische Germanistik‘ vorstellt. Zum Abschluss des Bandes legen Jürgen Joachimsthaler, Walter Schmitz und Marek Zyburka eine „Enquête: Zur Lage der Germanistik in Mitteleuropa“ (Teil XI) vor, die allerdings

schon im Vorfeld des Gründungskongresses erhoben wurde und somit den Ausgangspunkt für die Bemühungen des Verbandes zeigt. Eine Beurteilung der hier auf wenigen Seiten gedrängt präsentierten Daten wird dem Leser überlassen. Freilich sind manche der zu entdeckenden Befunde in den Beiträgen wiederzufinden. Ein Register ist bedauerlicherweise nicht enthalten; es wäre bei der Vielfalt an behandelten Gegenständen zweifellos als Gewinn für den ansonsten sorgfältig redigierten Band anzurechnen gewesen.

Völlig unabhängig von dem Wert der einzelnen enthaltenen Beiträge, über den an dieser Stelle nicht gesprochen werden konnte, ist hier die gelungene Komprimierung einer – deutlich sichtbar – sich auf breiter Basis vollziehenden germanistischen und/oder kulturwissenschaftlichen Arbeit an der Wiedergewinnung „mitteleuropäischer Wissensbestände“ als großes Verdienst hervorzuheben. Verband, Kongress und Sammelband haben gemeinsam das Konzept einer „mitteleuropäischen Kultur“ aus der germanistischen Perspektive definitorisch und an zahlreichen Aspekten beispielhaft mit Leben erfüllt. Selbstverständlich sind Lücken, vielleicht sogar große, sichtbar. Nicht umsonst hat sich der Verband bereits einige konkrete Ziele gesetzt. Eine Internet-Homepage soll erstellt,⁴ eine groß angelegte Literaturgeschichte Mitteleuropas und ein Lexikon kultureller Schlüsselbegriffe Mitteleuropas in Angriff genommen werden. Projekte zur Funktion der deutschen Sprache im Kontakt der Kulturen Mitteleuropas und eine Darstellung „Mitteleuropäische Germanistik in Porträts“ wurden begonnen. Das geplante „Jahrbuch für mitteleuropäische Germanistik“ wird 2011 – nun als „Zeitschrift für Mitteleuropäische Germanistik (ZMG)“ erstmals erscheinen.⁵ Angesichts des bisher Geleisteten hat es den Anschein, als würde der Verband die Lücken, die er selbst so treffend benannt und markiert hat, nun mit Tatkraft und Ausdauer füllen. Es ist ihm und uns zu wünschen, dass diese Arbeit mit gleichem Erfolg weitergeführt werden kann.

Martin Klöker, Osnabrück

⁴ Sie ist zu finden unter <http://mgv-portal.eu> [letzter Zugriff: 22.09.2010]. Völlig veraltet [letzte Aktualisierung 13.09.2007!] ist hingegen die auch noch auffindbare Seite <http://www.tu-dresden.de/sulifg/mgv> [letzter Zugriff: 22.09.2010].

⁵ Zeitschrift für Mitteleuropäische Germanistik (ZMG), hrsg. v. Csaba Földes u. Attila Németh. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 1. Jg., 1. Heft 2011.

Rafał Żytyniec, Zwischen Verlust und Wiedergeburt. Ostpreußen als Erinnerungslandschaft der deutschen und polnischen Literatur nach 1945. Osnabrück: Fibre 2007, 302 S.

Das vorzustellende Buch geht auf eine Dissertation an der Universität Viadrina in Frankfurt a.O. aus dem Jahre 2005 zurück. Nach einer methodologischen Einleitung, die sich auf die zentralen Arbeiten von Aleida und Jan Assmann stützt, definiert der Autor seine Fragestellung (S. 32): „In bezug auf Ostpreußen hat man es mit einer Erinnerungslandschaft zu tun, in der polnische und deutsches Gedächtnis ihre Erinnerungen lokalisieren. Innerhalb dieser kulturellen Gedächtnisse sind zudem mehrere Gruppen zu unterscheiden, die jeweils ein anderes Funktionsgedächtnis entwickeln. Die Untersuchung dieser Funktionsgedächtnisse anhand des Mediums Literatur ist das primäre Anliegen dieser Studie.“

Żytyniec setzt sich zuerst mit der deutschsprachigen Literatur auseinander, wobei er zum Auftakt auf „Ostpreußen als Teil des Komplexes Flucht und Vertreibung“ eingeht (S. 36). Hierbei zeigt sich, dass der Autor den Begriff ‚Literatur‘ weit auslegt, denn er beginnt seine Darstellung mit den Aktivitäten der Ostpreußischen Landsmannschaft, insbesondere des „Ostpreußenblattes“. Eine erste ausführliche Würdigung erhält Agnes Miegel, die einerseits als ‚Mutter Ostpreußens‘, andererseits als nationalsozialistisch überzeugte mittelmäßige Schriftstellerin porträtiert wird (S. 56-86). Es fragt sich allerdings, ob es nicht zu viel verlangt ist, Miegel im Hinblick auf ein Gedicht von 1949 vorzuhalten, sie sei nicht in der Lage gewesen, in eine „in den geschichtlichen Kontext eingebettete Auseinandersetzung mit den Gründen des Heimatverlustes einzutreten“ (S. 69). Eine solche Differenzierung dürfte im Jahre 1949 nur den allerwenigsten möglich gewesen sein. Interpretationen zweier Gedichte erweitern das Kapitel zu Agnes Miegel, das seinen Abschluss in einer Darstellung der Rezeption der Dichterin im „Ostpreußenblatt“ findet (S. 78-86). Als Fazit zum Funktionsgedächtnis der organisierten Heimatvertriebenen hält Żytyniec „die Überbetonung des deutschen Beitrags zur Kultur Ostpreußens, die Auffassung der Heimat als Mutter und als Bollwerk und Damm gegen den fremden Osten“ (S. 87) fest.

Der zweite große Teil des Buches widmet sich den „anderen Ostpreußen“, unter denen laut Kapitelüberschrift Siegfried Lenz, Johannes Bobrowski und Manfred Peter Hein zu verstehen sind (S. 89-156). Auch in seiner Analyse der Werke von Siegfried Lenz bedient sich der Autor wieder des „Ostpreußenblattes“ als Referenzgröße, was zwei-

fellos seiner Absicht, ein Gegengedächtnis in den ‚anderen Ostpreußen‘ zu entdecken, entgegenkommt, aber doch die Frage aufwirft, ob das Presseorgan der Ostpreußischen Landsmannschaft in diesem Sinne als repräsentativ angesehen werden kann. Dies gilt auch für Johannes Bobrowski (S. 119-127), weniger für Manfred Peter Hein, der im Ostpreußenblatt nur einmal Erwähnung fand. So unverbunden wie die Passagen zu Hein, die sich in der Referierung einiger Publikationen erschöpfen, ist dann auch das überraschende Eingehen auf „Im Krebsgang“ von Günter Grass (S. 145-156). Damit ist das Ende der Kapitel über die deutsche Literatur erreicht; die Stringenz der Argumentation und die Herausarbeitung der unterschiedlichen Erinnerungslandschaften finden sich in den letzten Kapiteln nicht mehr in der Klarheit und Deutlichkeit wie in den Passagen zu Agnes Miegel.

Wie setzte sich die polnische Literatur mit Ostpreußen nach 1945 auseinander? Eine Antwort darauf versucht der Autor auf den folgenden knapp einhundert Seiten. Natürlich ist die große Zäsur im Jahre 1989 anzusetzen, als mit der Alleinherrschaft der Kommunistischen Partei auch deren ‚verordnetes‘ Geschichtsbild der ‚wiedergewonnenen Gebiete‘ obsolet wurde. Ähnlich wie im ‚deutschen‘ Teil werden auch hier die Werke einzelner Autoren näher vorgestellt: Den Anfang macht die Rezeption des 1940 verstorbenen masurischen Volksdichters Michał Kajka „als Beispiel einer politischen Inanspruchnahme“ (S. 172). Unter den Prosaisten finden von den Vertretern des sozialistischen Realismus vor allem Eugeniusz Paukszta (S. 195-211) und Igor Newerly (S. 212-215) Beachtung. Auffälligerweise bezieht sich der ‚polnische‘ Teil fast ausschließlich auf masurische Literatur. Im Mittelpunkt der ‚borussischen‘ Wende steht zu Recht die Kulturgemeinschaft „Borussia“, und nicht zufällig ist Kazimierz Brakoniecki nicht nur der letzte Schriftsteller, dessen Lyrik vorgestellt wird, sondern auch ein Mitbegründer der „Borussia“ (S. 237-252).

Es bleibt die Frage, was Grass im ostpreußischen Kanon zu suchen hat. Eine Antwort ergibt sich indirekt aus den abschließenden Bemerkungen (S. 253-269), in denen ausführlich auf Grass und das „Zentrum gegen Vertreibungen“ eingegangen wird. Die dementsprechenden Ausführungen sind also den gegenwärtigen deutsch-polnischen Zeitläuften geschuldet. Sucht man nach Schwächen der durchaus gelungenen Arbeit, so wird man neben den politischen Zugeständnissen hervorzuheben haben, dass die Analyse zuwenig den Zeithorizont miteinbezieht. Dies gilt vor allem für die deutschen Vertriebenen. Aussagen des „Ostpreußenblattes“ von 1950 stehen in einem ganz

anderen historisch-personalen Kontext als Ausführungen der Zeitung aus dem 21. Jahrhundert. Das Funktionsgedächtnis der organisierten deutschen Heimatvertriebenen erhält so eine Statik und Immobilität, die es – trotz alledem – nicht besitzt.

Für Leser, die des Polnischen nicht mächtig sind, hätte eine Übersetzung der polnischen Buch- und Aufsatztitel eine wichtige Hilfestellung bedeutet. Auch eine letzte stilistische Überarbeitung wäre sinnvoll gewesen, wodurch der doch ärgerliche Fehler, Agnes Miegel als ‚ders.‘ anzusprechen (S. 68 f. und passim), ebenso vermieden worden wäre wie ein „kalkriegerischer Kurs“ (S. 89).

Joachim Tauber, Lüneburg